

DOSSIER

«Es darf nicht ums schnelle Geld gehen»

SUIZIDBEIHILFE. Im Gegensatz zu ihrem Vorgänger, Christoph Blocher, will BDP-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf Exit, Dignitas & Co. genauer auf die Finger schauen: «Es darf nicht sein, dass jemand zu einer Sterbehilfeorganisation geht und 24 Stunden später tot ist.»

Derweil zeigt eine von «reformiert.» in Auftrag gegebene repräsentative Umfrage, dass die Suizidbeihilfe in der Schweiz querbeet hoch akzeptiert ist – bei Alten und Jungen, Welschen und Deutschschweizern, Reformierten und Katholiken.
> SEITEN 5–8



INTERVIEW

Der Flirt mit dem Allerheiligsten

MADONNA. Am 30. August tritt die US-amerikanische Popikone vor zigttausend Schweizer Fans in Dübendorf auf. Ihren Erfolg verdankt Madonna unter anderem dem Spiel mit der gezielten Provokation – der Provokation auch mit religiösen Symbolen. Who's that girl? – Gespräch mit einem Madonna-Kenner.
> SEITE 3

KOMMENTAR

DELFBUCHER ist «reformiert.»-Redaktor in Zürich



Der Mut, bis zum Ende zu leben

Peter war 50, als bei ihm Amyotrophe Lateralsklerose, kurz ALS, diagnostiziert wurde. Die Ärzte gaben ihm noch ein Jahr zu leben. Peters erste Handlung nach dem niederschmetternden Befund: Er trat der Sterbehilfeorganisation «Exit» bei.

AKZEPTIEREN. Viele Menschen haben Verständnis für Peters aus tiefer Not getroffenen Entscheidung. Die repräsentative Umfrage von «reformiert.» (Seite 5–7) zeigt: Drei von vier Befragten akzeptieren einen von einer Sterbehilfeorganisation begleiteten Suizid eines Schwerkranken. Auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) verurteilt einen Suizid in einer Not-situation nicht grundsätzlich. Er achtet unter ausserordentlichen Umständen den Willen des einzelnen Menschen höher als ein abstrakt und absolut gesetztes christliches Tötungsverbot.

UMSORGEN. Peter, ein naher Verwandter von mir, nahm schliesslich die Dienste der Sterbehilfeorganisation nicht in Anspruch. Er entschied sich trotz schwerer Krankheit fürs Leben und wurde dabei von seiner Familie liebevoll umsorgt. Während zweieinhalb Jahren – er übertraf die ärztliche Prognose bei weitem – stand er im Mittelpunkt seiner Familie und Freunde.

ERMUTIGEN. Peter war familiär und finanziell in einer glücklichen Situation. Was Peter erlebt hat, soll aber nicht das Privileg von Wenigen bleiben, sondern für alle Menschen in der allerletzten Lebensphase gelten. Deshalb braucht es auch mehr Palliativpflege in Spitälern und Altersheimen. Nur so wird der Mut zum Leben gestärkt. So wie bei Peter, der so viel Ermutigung durch Familie und Freunde erfahren hat.

Patientengespräche erfordern Feingefühl

MEDIZIN/ Schweizweit erhalten Ärztinnen und Ärzte eine bessere Ausbildung in Sachen Kommunikation.

Anna Stuber kann es noch immer nicht fassen. Im Juli merkte die schwangere Frau, dass etwas in ihrem Bauch nicht stimmt. Nach der Untersuchung sagte der Gynäkologe zu ihr: «Es tut mir leid. Der Fötus ist gestorben.» In wenigen Worten erklärte er ihr die medizinische Diagnose, reichte ihr ein Papiertaschentuch und verabschiedete sich mit den Worten: «Ich lasse Sie jetzt besser allein.» Als Anna Stuber die Praxis kurz danach verliess, fühlte sie sich in ihrer Verzweiflung und mit ihren Fragen allein gelassen.

FEHLENDE KOMMUNIKATION. Geschichten wie diese gibt es viele. Eine Frau, die wegen einer Grippe zum Arzt ging, erfuhr nebenbei, dass sie HIV-positiv ist. Das habe der letzte Bluttest gezeigt, meinte der Arzt beiläufig. Ein Teenager, allein zuhause, musste per Telefon vom Psychiater erfahren, dass sich seine Mutter soeben das Leben genommen hat. Keine Berufsgruppe besteht zu hundert Prozent aus Kommunikationstalenten. Doch es erstaunt, dass gerade in der Ärztenbranche, die etwa in Spezialgebieten wie der Onkologie oder Notfallmedizin eine äusserst anspruchsvolle und hochsensible Kommunikation erfordert, die Gesprächsführung in der Ausbildung bislang stiefmütterlich behandelt wurde. Erwin Grüter, Internist am Kantonsspital Baden und seit siebzehn Jahren im Beruf, hält fest: «Ich hatte an der Universität keine Veranstaltung dazu.» Auch seine Assistenzärztinnen und Assistenzärzte seien dem Thema während des Studiums nur auf theoretischer Ebene begegnet. Sie müssten sich deshalb spitalintern entsprechend weiterbilden. Claus Buddeberg, Professor für Psychosoziale Medizin an der Universität Zürich, bestätigt: «Die universitäre Ausbildung war lange Zeit einseitig naturwissenschaftlich ausgerichtet.» In den letzten Jahren hätten jedoch ethische Fragen in der Medizin insgesamt an Bedeutung gewonnen.

WENDE. Im Rahmen der Reform des Medizinstudiums machte man nun Nägel mit Köpfen. Ab dem Wintersemester 2008 müssen sich alle Medizinstudentinnen und -studenten in der Schweiz in den ersten drei Jahren in mehrstündigen Kursen auf die ärztliche Gesprächsführung vorbereiten. Damit reagiert man nicht nur auf langjährige Kritik aus der eigenen Berufsgruppe, sondern auch auf die Fälle, in denen Patienten Behandlungsfehler vor Ge-



Die Kommunikation mit Patienten ist äusserst anspruchsvoll und verlangt vom ärztlichen Personal eine hohe Sensibilität.

richt zogen und damit die häufig mangelhaften Kommunikationsfähigkeiten der Branche zu Tage brachten.

IM VERGLEICH. Auch die Polizei hat ihre Ausbildung diesbezüglich professionalisiert. Für die interkantonale Polizeischule, die vor einem Jahr in Hitzkirch eröffnet wurde, haben Polizeipsychologen das Ausbildungsmodul «Kommunikation in schwierigen Lagen» überarbeitet, das sich unter anderem damit befasst, wie Polizistinnen und Polizisten mit der Kommunikation von schwierigen oder gar schockierenden Nachrichten umgehen sollen. Auch bei der Polizei klappt das nicht immer vorbildlich, sagt Horst Hablitz, Polizeipsychologe bei der Kantonspolizei Aargau und Mitverfasser des Ausbildungsprogramms. Er findet jedoch, dass die Kapo insgesamt einen guten Job mache. «Bei schlimmen Ereignissen fragen wir immer erst im Team, wer sich in der Lage fühlt, die Nachricht zu überbringen.» Ärzte haben es diesbezüglich schwerer. Sie stehen mit ihren Patientinnen und Patienten in einem Vertrauensverhältnis und können nicht einfach die sensiblere Kollegin vorschicken. Umso wichtiger, dass die richtige Wortwahl nun auch im Ärzteberuf breit unterrichtet wird. ANOUK HOLTHUIZEN



PORTRÄT

Besuch aus dem Bananenschengel

FAITRADE. Yocser Godoy, 28, ist Präsident einer Bananenkooperative in Costa Rica. Nun ist er seinen Früchtchen nachgereist – in die Coop-Bananenreiferei Kaiseraugst. Er erzählt, wie es zur Zusammenarbeit mit Max Havelaar gekommen ist und warum er in seiner Freizeit bei den Methodisten predigt. > SEITE 12



AARGAU

«Die ersten zwei Jahre waren hart»

BINATIONALE PAARE. Die Hälfte aller Eheschliessungen in der Schweiz findet zwischen Partnern unterschiedlicher nationaler Herkunft statt. Im Alltag stehen diese Paare vor zahlreichen Hürden. Sie sind mit sprachlichen und rechtlichen Schwierigkeiten, aber auch mit kulturellen Unterschieden konfrontiert.
> SEITE 2

BETTAGSMANDAT 2008

der Aargauer Landes-
Kirchen und der
Aargauer Regierung

«Die Zeiten
ändern sich»

«Die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen» sagt ein lateinisches Sprichwort, das zur Zeit der ersten Bettagsfeiern am Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden sein soll. Heute ändern sich Zeiten und Rahmenbedingungen immer rasanter und radikaler. Wandel war schon immer verbunden mit der Auflösung gesellschaftlicher Strukturen. Das gibt dem Einzelnen zwar eine nie gekannte Freiheit, beängstigt aber gleichzeitig viele Menschen. Die Gröszenordnungen des Wandels überschreiten alles bisher Dagewesene. Das muss vernünftigen Menschen, die sich um eine lebenswerte und gerechte Welt sorgen, Angst machen.

Ein Beispiel für die Folgen des Wandels sind die globalisierten Finanzmärkte. So reden heute alle von der Bankenkrise, von Milliardenverlusten und ebenso von Milliardengewinnen. Doch die meisten Menschen können sich die Summen, um die es dabei geht, nicht vorstellen. Der Einfluss dieser anonymen Finanzmärkte auf unsere Welt ist enorm. Sie bestimmen in erschreckend hohem Mass bis in die individuellen Freiheiten hinein mit. Das betrifft nicht nur den Zugang zu sogenannten Luxusgütern, sondern auch – um nur einige Beispiele zu nennen – unseren Zugang zu den beeindruckenden Möglichkeiten der Bio- und Medizintechnologien, die Altersvorsorge, die Pflege- und Heilungspraktiken, die Möglichkeiten zur Weiterbildung. Im Alltag merken viele Menschen diesen Einfluss an konkreten Fragen: Wie viel darf Alter kosten? Wie steht es mit dem Generationenvertrag? Darf Sterben Zeit brauchen oder ist das zu teuer? Haben Menschen mit Behinderungen weiter ihren Platz in der Leistungsgesellschaft? Zählt auf dem Weltmarkt der Hunger eines ganzen Volkes weniger als die Interessen der wenigen, die über Geld und Ressourcen verfügen?

Auch 176 Jahre nach seiner offiziellen Einführung und fast 500 Jahre nach seiner ersten Feier erinnert der Dank-, Buss- und Betttag daran, dass unser Leben nicht allein von Werten wie Konsum, Vergnügen oder Finanzwachstum bestimmt sein kann. Viele Menschen treten vor Gott und bitten ihn um Vergebung und Hilfe. Bis heute tun Gläubige das nicht nur für sich persönlich, sondern auch für die Gemeinschaft, in der sie leben, für den Staat und seine Regierung. Aber auch wer mit Glauben wenig anfangen kann, kann die «Denkpause» am Dank-, Buss- und Betttag nutzen, um sich auf das Woher und Wohin von Politik, Wirtschaft und Forschung zu besinnen.

Der Betttag ruft dazu auf, sich für ein besseres Miteinander und eine gerechtere Welt einzusetzen. Gerade im rasanten Wandel unserer Zeit tragen wir als Bürgerinnen und Bürger eine erhöhte Verantwortung für die Zukunft dieser Gesellschaft – sei es vor Gott, vor unseren Mitmenschen oder vor den Kindern, die diese Welt von uns erben werden.

Der Regierungsrat und die drei Landeskirchen des Kantons Aargau geben abwechselnd jedes Jahr zum Eidgenössischen Betttag einen Aufruf an die Aargauer Bevölkerung heraus. In diesem Jahr wird der Text des Bettagsmandates von den Aargauer Landeskirchen verantwortet.



«Es lohnt sich, sich zusammenzurufen», sind Mascha und Boris Fischer aus Wettingen überzeugt.

«Die ersten zwei Jahre waren sehr hart»

PORTRÄT/ Das eheliche Glück lässt in binationalen Ehen bisweilen auf sich warten. Das erlebten der Schweizer Boris Fischer und seine russische Ehefrau Mascha Fischer.

ABSCHIED. Als Mascha Strunina im Sommer 1995 im Flugzeug von Zürich nach Moskau sass, rannen ihr die Tränen über die Wangen. In Russland wartete ihr Ehemann. Von ihrem Traummann aber hatte sie sich gerade in Zürich verabschiedet. Warum war sie Boris Fischer bloss nicht früher begegnet? Dreizehn Jahre später sitzt Mascha neben Boris im Abendrot auf dem Balkon ihrer Wohnung in Wettingen. Sie sagt: «Ich möchte Boris nie mehr verlassen müssen.»

ERSTE BEGEGNUNG. Eine Brieffreundschaft zwischen Boris' Vater und Maschas Mutter brachte die beiden zusammen. Nach 27 Jahren Schreiberei besuchte Mutter Alexandra mit Tochter Mascha die Familie Fischer in Wettingen. Mascha, damals zwanzig, verliebte sich in den fröhlichen, sieben Jahre älteren Boris. Sie erzählt: «Er war so aufmerksam und respektvoll. Das kannte ich gar nicht. Die russischen Männer behandeln ihre Frauen häufig so, als seien sie ihr Eigentum.» Auch Boris war von der melancholischen Frau angetan. Am letzten Ferientag gestand ihm Mascha aber, dass sie verheiratet ist. Boris legte die Geschichte zu den Akten.

ZWEITE BEGEGNUNG. Bis 2001 hatten die beiden keinen Kontakt. Nach dem Tod von Boris' Vater reisten Mutter und Sohn Fischer nach Russland, sie wollten die Freundschaft zu den Struninas aufrecht erhalten. Mascha war inzwischen Mutter der fünfjährigen Olga und geschieden. Die Herzen erglühten wieder. Im März 2002 heirateten Boris und Mascha in Vologda, im Juli zog Mascha mit dem Töchterchen nach Wettingen zu Boris. Doch nun begann nicht etwa eine Zeit des Glücks. «Die ersten zwei Jahre waren sehr hart», erzählt Boris. Mascha litt unter Heimweh. Sie wollte kein Deutsch mehr lernen, war schwermütig. Mascha erklärt: «Ich musste von einem Tag auf den anderen mit wenigen Wörtern durch den Alltag kommen und konnte nie richtig sagen, was ich meinte. Wenn wir mit Boris' Freunden unterwegs waren, sprachen sie untereinander schweizerdeutsch. Ich fühlte mich ausgeschlossen. Ich konnte Boris ja nicht ständig



MASCHA FISCHER, 33, stammt aus Vologda, Russland. Sie besuchte dort die Hochschule für Musik und schloss 1994 als Klavierlehrerin und 2002 als Musiklehrerin ab. Heute arbeitet sie als Musiklehrerin an der Sekundarschule Wettingen.



BORIS FISCHER, 40, stammt aus Singen, Deutschland. Mit sechs Jahren zog seine Familie in die Schweiz. Der gelernte Heizungs- und kaufmännische Angestellte arbeitet zurzeit bei ABB in Baden.

bitten, mir alles ins Hochdeutsche zu übersetzen.» Boris' Freunde hielten die schweigsame Frau für arrogant, das Sozialleben fand immer weniger statt.

Um Mascha vor einer weiteren Isolation zu bewahren, überredete Boris seine Frau, den Kinderwunsch später zu erfüllen. «Wenn wir damals ein Kind bekommen hätten, hätte ich mich wohl noch mehr in eine eigene Welt zurückgezogen», ist sich heute auch Mascha sicher. Boris benötigte zudem Zeit, um die Beziehung zu Olga aufzubauen. «Ich war ja sozusagen über Nacht Vater geworden. Es gab keine längere Kennenlernphase, wie das bei einer Schweizer Frau mit Kind der Fall gewesen wäre.»

AUFWÄRTS. Boris sagte Mascha, dass es so nicht weitergeht. «Ich bot ihr an, mit ihr nach Russland zu ziehen.» Dort würde sie dann zunächst für ihn sorgen müssen. Boris sprach nur ein paar Brocken Russisch. Als Heizungsmonteur hätte er bestimmt Arbeit gefunden. Mascha war sich jedoch bewusst, was eine Heimkehr bedeuten würde. «Von unseren Berufen hätten wir dort kaum leben können, unsere Zukunft hätte um einiges schlechter ausgesehen als in der Schweiz.» Mascha liess sich von ihrem Ehemann überreden, einen Intensivkurs in Deutsch zu beginnen.

Von da an ging es aufwärts. An drei Tagen pro Woche büffelte sie deutsche Vokabeln und Grammatik. Innert kurzer Zeit konnte sie ein paar Worte mit der Verkäuferin in der Migros wechseln, verstand die Schlagzeilen in der Zeitung, traf sich auch ohne Boris mit Bekannten. 2004 begann sie, als Musiklehrerin zu arbeiten.

NEUE PROBLEME. Je besser Boris und Mascha miteinander sprechen konnten, desto mehr prallten ihre Kulturen aufeinander. Boris erinnert sich: «Mascha kannte keine Diskussionskultur. Wenn ich ein Problem besprechen wollte, schwieg sie. Hatten wir Streit, lief sie einfach weg.» Mascha nickt. «Ich kannte diese Art von Austausch nicht. In Russland fragt niemand (wie wars bei der Arbeit?).» Heute fragt sie gerne nach, ist höflich. «Ich schätze die Schweizer

Höflichkeit sehr.» Neu war für sie auch etwas anderes: «Ich fühlte mich immer sofort angegriffen, wenn Boris mich fragte, ob ich zum Beispiel schon die Wäsche aufgehängt hatte. Dabei wollte er es nur wissen, weil er es sonst erledigt hätte.» Bei ihrem Exmann seien das Kontrollfragen gewesen. Hatte sie etwas nicht erledigt, überschüttete sie dieser mit Kritik. Boris sei ein echter Partner. «Hier sind auch nicht alle Männer so», wirft Boris schnell ein.

UNBEKANNTES VERTRAUEN. Auch Boris machte eine neue Entdeckung. «Mascha steht voll hinter mir, in allen Situationen.» Als er vor zwei Jahren trotz kritischer finanzieller Lage seinen Job kündete, habe sie keine Minute an seinem Entscheid gezweifelt. «Dieses blinde Vertrauen habe ich bei Schweizerinnen nie erlebt. Hier erlebe ich oft, dass Beziehungen in eine Krise geraten, sobald der eine Partner Probleme hat. Bei uns können die Fetzen fliegen – aber unsere Solidarität steht nie zur Diskussion.» Diesen starken Zusammenhalt spüre er auch bei seinen Verwandten in Russland. «Die Familie steht dort über allem.»

BEZIEHUNGSARBEIT LOHNT SICH. Boris und Mascha haben durch ihre Beziehung sehr viel gelernt. Heute sind sie ein glückliches Paar. «Ich weiss nun, dass es sich lohnt, sich zusammenzurufen», sagt Boris. Mascha machte die Erfahrung, dass man sich ein Heimatgefühl auch erarbeiten kann. Sie sei soeben drei Wochen in Russland gewesen. «Nach zwei Wochen wollte ich nach Hause, zurück in die Schweiz.» **ANOUK HOLTHUIZEN**

BINATIONALE ZUKUNFT

Gehören beide Ehepartner zwei verschiedenen Nationalitäten an, spricht man von einer binationalen Ehe. Dazu zählt die Hälfte (49,7%) der 2007 in der Schweiz geschlossenen Ehen. Binationale Partnerschaften und Familien sind ein wichtiger gesellschaftlicher Faktor geworden, und mit der zunehmenden Globalisierung wird ihre Zahl weiter ansteigen. **ARU**

BERATUNGSSTELLE FÜR BINATIONALE PAARE UND FAMILIEN

Bietet Beratung in den Bereichen rechtliche Fragen, soziale Sicherheit, Schweizer Bildungssystem und berufliche Integration an. Zudem vermittelt sie bei Schwierigkeiten mit Ämtern.

Beratungsstelle für Binationale Paare und Familien
Steinengraben 69, Basel
Tel. 061 271 33 49
compagna@bluewin.ch

INTERESSENGEMEINSCHAFT BINATIONAL

Bietet Kontaktmöglichkeiten für binationale Paare und Familien, organisiert Veranstaltungen und Workshops und regelmässige Treffen.

Interessengemeinschaft Binational, Zürich
www.ig-binational.ch

INFOPORTAL

Zusammengestellt vom Verbund für binationale und interkulturelle Paare und Familien, Schweiz. Enthält viele Informationen und Links.

www.binational.ch

Sie bleibt mit Religion im Geschäft

MADONNA/ Sie provoziert gezielt mit religiösen Symbolen. Madonna-Kenner Jan-Oliver Decker über die Popikone vor deren Auftritt in Dübendorf.

Herr Decker, Sie haben sich in Ihrer Doktorarbeit mit der Sängerin Madonna befasst. Was fasziniert einen Universitätsprofessor an dieser Frau, die sich mal als Hure, mal als Heilige gibt?

JAN-OLIVER DECKER: An Madonna fasziniert mich, dass sie sich visuell ständig neu erfindet, dabei aber konstant die gleichen Werte vertritt.

Welche Werte?

Madonna überschreitet kulturelle Grenzen und verbindet Werte verschiedener Gruppen: Sie versteht es beispielsweise, religiöse Zeichen – wie das Kreuzifix – ganz anders zu verwenden, als wir es gewohnt sind. Genauso geht sie mit Zeichen anderer Kulturen oder Minderheiten um. Damit bringt sie unterschiedlichste Gruppen und Werte zusammen und produziert sich als ein einzigartiges kulturelles Symbol.

Das tönt jetzt ganz schön gescheit. Madonna ist doch eine Frau, die sehr gezielt auf Sexualität und Religion setzt – und genau damit provoziert.

Natürlich geht es Madonna zum Teil um Provokation. Doch genau damit verändert sie ja kulturelle Normen ...

... indem sie sich mal lasziv auf der Bühne räkelt, mal an einem Kreuz hängend und mit einer Dornenkrone auf dem Kopf einen Song singt? Das ist doch Provokation?

Die Angriffe auf Madonna, sei es vom Vatikan oder von Politikern, sind letztlich immer ins Leere gelaufen. Denn Madonnas Liedtexte und Positionen sind sehr wohl mit christlichen Werten vereinbar: Man soll seinen Nachbarn achten, seinen Nächsten lieben, mit der Umwelt nachhaltig umgehen, Minderheiten nicht diskriminieren und tolerant sein.

Braucht es, um diese Werte zu vermitteln, einen derart exzessiven Umgang mit der Sexualität? Brauchts die religiöse Provokation?

Madonna tut dies immer spielerisch. Sie markiert immer, dass das, was sie macht, etwas Inszeniertes ist. Vielleicht ist ja das der Skandal: dass sie mit allem spielt und letztlich die Zeichen – auch die religiösen – damit in ihrem Anspruch auf Unmittelbarkeit entwertet.

Ist das nicht auch Madonnas Marketingkonzept: Neben «sex sells» (Sex verkauft sich) gilt für sie ebenso «religion sells» (Religion verkauft sich)?

Da gebe ich Ihnen vollständig Recht. Doch in unserer ökonomisierten Gesellschaft ist materieller Erfolg eine Tugend. Wenn wir Madonna nun kurz nach ihrem 50. Geburtstag ins Gesicht schauen, dann sehen wir darin eine eiserne Disziplin abgebildet, die sehr gut zu den heutigen Trends und kulturellen Werten passt: nämlich das absolute Leistungs- und Ökonomieprinzip.

Andererseits scheint Madonna auch braver geworden zu sein. Auf ihrer Tour «Confessions» 2006 hagelte es massiv Proteste – vor der diesjährigen Tour hört man rein gar nichts.

Madonna wurde nicht braver. Aber sie hat sich in den letzten Jahren als persönlich und politisch gereifte Künstlerin präsentiert.

Und religiöse Provokationen? Sind diese bei ihrem Auftritt am 30. August in Dübendorf zu erwarten?

Bis jetzt ist noch sehr wenig über die diesjährige Show bekannt. Doch Madonna wäre nicht Madonna, wenn sie sich nicht ganz bestimmte Provokationen vorbehalten würde. Der ganze Ablauf ihrer Konzerte hat etwas Spirituelles. Aber Spiritualität heisst nicht einfach Provokation. Madonna möchte das Publikum auf eine emotionale Reise schicken: Der Zuschauer soll durch eine Art Initiationsritus durch verschiedene Gefühlsstadien geschickt werden – und dann geläutert das Konzert wieder verlassen.



JAN-OLIVER DECKER (38)

ist Professor für neuere deutsche Literatur und Medien an der Universität Kiel. Seine Doktorarbeit schrieb er über den Zusammenhang von Erotik und Starimage bei Madonna.

MADONNA: WHERE'S THAT GIRL? Starimage und Erotik im medialen Raum, Verlag Ludwig, Fr. 63.80.

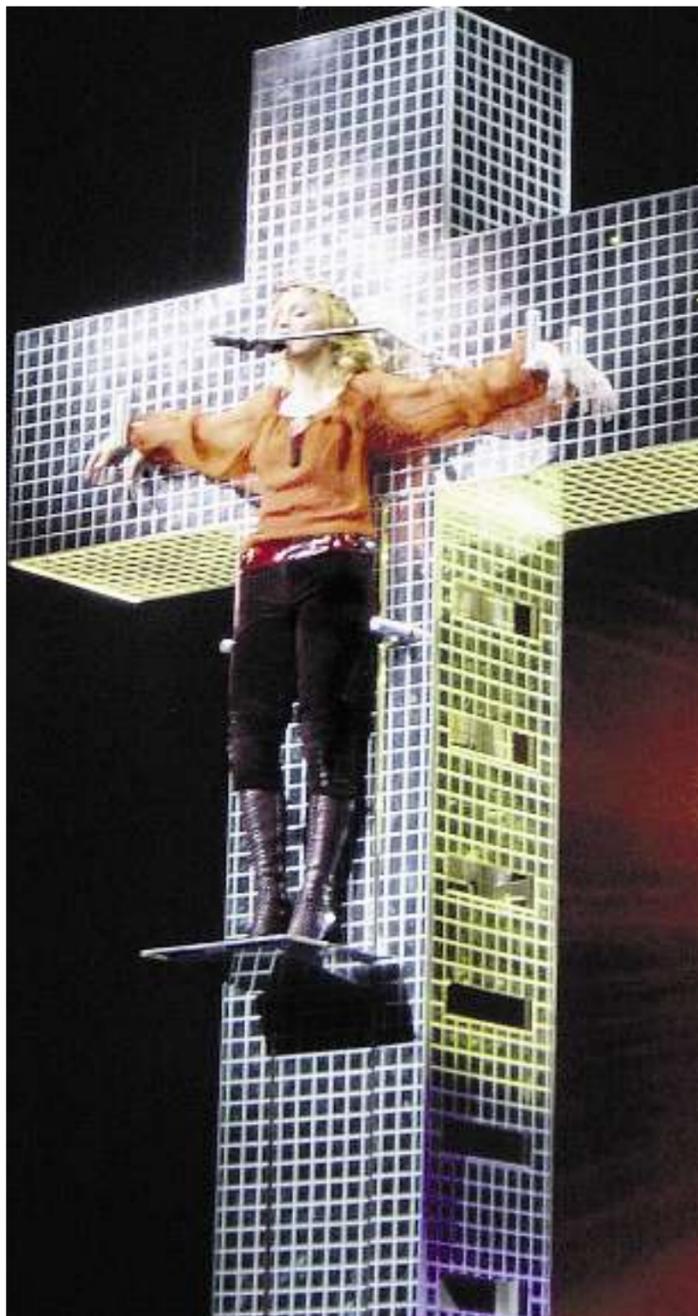


BILD: ZUG

Dagegen protestierten der Vatikan und andere christliche Kreise: Tour «Confession», 2006

Das Phänomen Madonna

Madonna wurde am 16. August 1958 als Madonna Louise Veronica Ciccone in Rochester im US-Bundesstaat Michigan geboren. Als sie fünf Jahre alt war, starb ihre Mutter – ein Verlust, der sie zeitlebens prägte. Madonna besuchte eine streng katholische Schule. In ihrer Jugend interessierte sie sich für Tanz und Gesang. 1984 schaffte sie den internationalen Durchbruch als Künstlerin.

HEILIGE ODER HURE. Madonna kokettierte von Anfang an mit ihrem religiösen Namen. Im Video ihres ersten Grosserfolgs «Like a Virgin» (1984) sang sie im Brautkleid – auch wenn sie sich dazu keineswegs jungfräulich bewegte. Immer wieder verwendete Madonna auch religiöse Symbole. Das Video «Like a Prayer» (1989) etwa spielt in einer Kirche, das Dekor bilden eine schwarze Heiligenstatue, Wundmale und brennende Kreuze.

MUTTER UND KABBALA. 1996 wurde Madonna Mutter von Lourdes. Seit 2000 ist sie in zweiter Ehe mit Guy Ritchie verheiratet. Im selben Jahr kam auch Rocco zur Welt, 2006 adoptierte sie David aus Malawi. Seit rund acht Jahren interessiert sich Madonna, deren Vermögen auf 600 Millionen Dollar geschätzt wird, für die Kabbala, die mystische Tradition des Judentums. FH

Religiöse Symbole spielen bei Madonna schon lange eine Rolle. Schon im Video «Like a Prayer» (Wie ein Gebet) trägt sie die Wundmale Jesu an ihren Händen. Hat Madonna überhaupt eine religiöse Botschaft?

Nein. Ihre Botschaft ist ganz banal: Seid friedlich miteinander und toleriert einander.

Was sollen dann die religiösen Symbole?

Im religiösen Sinn haben das Kreuz oder die Wundmale Jesu bei Madonna keine Bedeutung. Für sie spielt es vielmehr eine Rolle, dass sie diese Symbole aufgreift und es wagt, sie ganz anders zu verwenden. Das ist Teil ihrer Emanzipation.

Madonna hatte eine sehr katholische Kindheit. Verarbeitet sie diese in ihren Songs?

Natürlich. Dabei muss man sie aber von ihrem Medienimage trennen. Ob sie eher durch Religion bestimmt wird oder durch Disziplin, ob sie egoistisch oder tolerant ist, kann ich nicht beurteilen. Ich kenne die Dame nicht persönlich. Aber es gehört zu ihrer Legende, dass sie auf einer Klosterschule Disziplin gelernt hat. Diese Disziplin hat es ihr auch ermöglicht, über sich selbst hinauszuwachsen.

Ihre Tochter heisst Lourdes: Ist dieser Name auch Teil der Legende?

Auf jeden Fall. Madonna stellte ihre Mutterschaft 1996 so dar, als wäre sie dadurch von der aggressiven Sexualität geläutert worden. Da war es auch marktstrategisch sinnvoll, der Tochter einen religiösen Namen zu geben. Die Geburt von Madonnas Sohn Rocco im Jahr 2000 steht ebenfalls an einem spirituellen Wendepunkt: ihrer Hinwendung zum Kabbalismus.

Madonnas religiöses Spektrum hat sich tatsächlich verändert. Sie befasst sich mit Kabbala, einer Art jüdischer Mystik, und verwendet in ihren Shows auch islamische und hinduistische Symbole. Wohin geht die religiöse Reise der Popikone?

(lacht) Ihre religiöse Reise geht dahin, wohin alles bei Madonna geht: zum maximalen Erfolg. Madonna wird keine gezielte religiösen Veränderungen vornehmen. Sie wird weiter eine allgemeine Spiritualität benutzen und vermutlich auch immer wieder einmal kalkuliert einen Normverstoss inszenieren – einfach um im Geschäft zu bleiben.

INTERVIEW: MATTHIAS HERREN, FADRINA HOFMANN ESTRADA

Hunger in Äthiopien: Heks hilft

NOTHILFE/ Elf Millionen Bedürftige warten auf Hilfe. Heks will auch Eigeninitiative stärken.

Äthiopien hungert. Seit Jahrzehnten. Und Ende Juli war dann wieder Zeit für das, was Entwicklungsexperten ironisch «Hungersaison» nennen. Bilder von ausgemergelten Kleinkindern, vertrockneten Feldern, Kamel- und Kuhkadavern gingen um die Welt, versehen mit dem Aufruf, Nothilfe zu leisten.

KRISE NOTORISCH. Freimütig räumt auch Felix Gnehm, Äthiopien-Verantwortlicher beim Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks), ein: «Die Hungerkrise ist ein Klassiker.» Trotzdem leistet Heks nun mit 380 000 Franken Hilfe – «denn für die Not gibt es gute Gründe: die gestiegenen Lebensmittelpreise und die Trockenheit». Gnehm schätzt, dass heuer statt sieben Millionen Bedürftigen etwa elf Millionen von Nothilfeprogrammen abhängig sind.

SÜCHTIG NACH HILFE. Allerdings taucht die Trockenheit in der Region periodisch auf. Ist es nicht der dauerhafte Zufluss von Hilfsgütern, der die traditionelle Landwirtschaft zerstört und die Politik dazu verführt hat, das Hungerproblem regelmässig mit internationaler Hilfe zu lösen? Der englische Radiosender BBC umschrieb die langjährige Hungerkrise denn auch mit folgender Formel: «Wie ein süchtiger Patient von Schmerzmitteln hängt auch Äthiopien von der internationalen Hilfe ab.»

Der Schar der Kritiker, die dem halb-diktatorischen Regime schlechte Regie-



BILD: HEKS

Dank Brunnenbau: Wasser auch bei Trockenheit

rungsführung vorwerfen – die Macht wurde 2005 erst nach Wahlbetrügereien und militärischer Intervention gesichert –, will Gnehm nicht widersprechen. Aber er betont: «Wir arbeiten mit lokalen Partnern an der Basis zusammen.» Und gerade die halbnomadischen Menschen, zu deren Lebensweise die Kombination von Ackerbau mit Hirtenum gehört, würden von der Regierung in der Hauptstadt Addis Abeba ignoriert. Denn die internationale Lebensmittelhilfe werde von der Regierungspartei oft dazu missbraucht, die eigene Klientel mit Gratislieferungen bei der Stange zu halten.

EIGENINITIATIVE. Dem kürzlich in Zürich weilenden Heks-Koordinator in Äthiopien, dem Agroökonom Bela Kebede, steckt jedenfalls die Vorsicht in den Knochen, wenn er über die Situation in seinem Land spricht. Ganz lauthals will er die herrschende Elite und das Versagen ihrer Landwirtschaftspolitik nicht angreifen. «Dass der Regen letztes Jahr ausblieb, ist nicht der Regierung anzukreiden», sagt er ausweichend. Aber er bestätigt, dass die Heks-Hilfe ankomme, und er macht klar: «Unsere Nothilfe ist verknüpft mit nachhaltigen Massnahmen.» Deshalb sind auch 1800 Werkzeuge wie Schaufeln, Pickel und Brecheisen neben Lebensmitteln auf dem Weg in die Projektregion – für den Bau von Wasserrückhaltebecken. DELF BUCHER

Spenden: PC 80-1115-1; Vermerk «Hunger in Äthiopien»



Urs Holliger ist überzeugt: «Wir können die Welt nicht verbessern, aber wir können mit gutem Beispiel vorangehen.»

«Die Profitgier des Menschen existiert halt nach wie vor»

ETHISCH INVESTIEREN/ Die Stiftung Ethos setzt sich für mehr Nachhaltigkeit und mehr Aktionärsdemokratie bei der Geldanlage ein. Wie das geht, erläutert Urs Holliger, Mitglied der Direktion von Ethos in Zürich.

Herr Holliger, einer der Leitsprüche von Ethos lautet: «Mit Ethos investieren Sie sozial nachhaltig». Was bedeutet das?

Ein Unternehmen, in das wir investieren, analysieren wir anhand von 150 verschiedenen Parametern – beispielsweise in Bezug auf den Ressourcenverbrauch bei der Herstellung oder beim Gebrauch der hergestellten Produkte, aber auch im Hinblick auf soziale Faktoren wie die Anstellungsbedingungen der Mitarbeitenden. Auch die Zulieferer nehmen wir unter die Lupe. Aufgrund dieser 150 Parameter erhält die untersuchte Firma ein Rating. Dann schauen wir, ob sich dieses mit den in der Ethos-Charta enthaltenen Anlagekriterien vereinbaren lässt.

Die Jagd nach immer höheren Börsengewinnen hat uns gerade eine globale Finanzkrise beschert, welche bereits die Realwirtschaft in Mitleidenschaft zieht. Was halten Sie von der These, dass alle, die ihr Geld an den Börsen anlegen, diese auf kurzfristige Gewinne angelegte Spekulation unterstützen?

Natürlich können wir uns dem Marktgeschehen nicht verschliessen. Wir sind ein Vermögensverwalter für Pensionskassen. Diese verwalten treuhänderisch Geld und haben einen Performanceauftrag, um die Renten der Versicherten zu sichern. Daher ist unser Auftrag klar. Dank unseren Analysen machen wir aber nicht einfach die generellen Strömungen wie Gewinnoptimierung und Performanceorientierung mit, sondern berücksichtigen die Nachhaltigkeit und investieren mit einem langfristigen Zeithorizont. Statt blauäugig zu investieren, nehmen wir die Unternehmen mit einer Nachhaltigkeitsanalyse und einer Finanzanalyse genau unter die Lupe.



URS HOLLIGER, 57,

ist seit 2006 Mitglied der Direktion der Ethos Stiftung. Er führt das Ethos-Büro in Zürich. Von 1997 bis 2006 war er Mitglied der Direktion bei der Swisscanto Anlagestiftung der Kantonalbanken. Davor war er als Ausbildungsleiter in der Fach- und Führungsausbildung bei Grossbanken tätig. Urs Holliger ist diplomierte Bankkaufmann mit Weiterbildungen in den Bereichen Ausbildung und Management.

Weitere Informationen unter: www.ethosfund.ch

Viele Pensionskassen, und damit auch die Versicherten, haben ja in der gegenwärtigen Börsenkrise Vermögenseinbussen erlitten. Nehmen wir das Beispiel der UBS, welche in vielen Pensionskassen-Portfolios vertreten ist. Statt zu verkaufen, hat Ethos kritisiert, dass die Aktionäre nicht an der ersten Kapitalerhöhung beteiligt wurden. Hätte hier «nachhaltig investieren» nicht bedeutet, den Aktionären von der UBS-Aktie abzuraten, bis die Bank ihr Management und ihre Bilanz in Ordnung gebracht hat?

Wenn man sich aus einem Unternehmen verabschiedet, gibt man damit die Mitsprachemöglichkeit auf. Ethos will aber mit Unternehmen in einen Dialog treten und engagiert sich, um Verbesserungsprozesse auszulösen, wo diese nötig sind. Wir wollen das Unternehmen auf einen Stand bringen, da alle Anspruchsgruppen wieder zufrieden sein können. Wenn wir verkaufen, können wir aber unsere Kontrollfunktion als Aktionäre nicht mehr wahrnehmen.

Offenbar hat diese Kontrollfunktion in der Vergangenheit nicht besonders gut funktioniert, sonst wäre die UBS wohl nicht in eine derartige Krise geschlittert.

Natürlich sind die Investoren überrascht worden und die Kontrolle war ungenügend. Viele Aktionäre verhalten sich halt nach wie vor sehr passiv. Das wollen wir ändern. Unsere Zielsetzung ist, dass die Pensionskassen ihre Stimmrechte aktiv wahrnehmen. Dafür bieten wir auch entsprechende Dienstleistungen an: zum Beispiel Abstimmungsempfehlungen oder die Vertretung der Stimmrechte der Pensionskassen an der Generalversammlung (GV). Natürlich nicht nur bei der UBS, sondern auch bei anderen Unternehmen.

Einer Ihrer Fonds (Pictet-Ethos Swiss Sustainable Equities), in welchen auch Privatanleger investieren können, verspricht, die Aktionärsrechte konsequent wahrzunehmen. Weshalb? Als Aktionär ist man Teilhaber eines Unternehmens und hat entsprechende Rechte: Neben den finanziellen wie Dividende oder Kapitalrückzahlung gehört auch das Recht, an der GV teilzunehmen und abzustimmen, dazu. Oder einen Antrag zu stellen. Dafür reicht eine einzige Aktie natürlich nicht, aber wenn einzelne Aktionäre ihre Stimmrechte bündeln, erreichen sie eher die dafür nötige Schwelle an Stimmrechten. Wir setzen uns dafür ein, dass diese Schwelle gesenkt wird. Das führt zu mehr Aktionärsdemokratie.

An den GVs in der Schweiz ist – etwa im Gegensatz zum angelsächsischen Raum – eher unkritisches Kopfnicken die Regel. Fehlt uns eine kritische Aktionärskultur?

Es bewegt sich aber etwas. Bei Ethos merken wir, dass sich immer mehr Pensionskassen für unsere Vorgehensweise interessieren und sich uns anschliessen. Die Kleininvestoren dürften aber noch deutlich aktiver sein. Zum Beispiel, indem sie sich kritischen Aktionärsvereinigungen wie etwa Actares anschliessen.

Als nachhaltig gelten Wirtschaftsaktivitäten gemäss UNO-Definition dann, wenn sie «die Möglichkeiten künftiger Generationen nicht gefährden». Gibt es überhaupt Branchen, von denen keine solche Gefährdung ausgeht?

Essind zahlreiche Bestrebungen im Gang, um möglichst klimaneutral zu wirtschaften. Wir versuchen, das zu unterstützen, indem wir entsprechende Unternehmen berücksichtigen. Aber nicht immer lässt

NACHHALTIGKEIT

Der Nachhaltigkeitsgedanke stammt aus der Forstwirtschaft: Im 18. Jahrhundert sollte eine nachhaltige Nutzung der unkontrollierten Abholzung der Wälder Einhalt gebieten. Die UNO hat den Begriff 1987 unter der Norwegerin Gro Harlem Brundtland aufgegriffen und präzisiert. Demnach gelten wirtschaftliche Entwicklungen dann als nachhaltig, wenn sie «den Bedürfnissen der heutigen Generation entsprechen, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen.» Bäume wachsen nicht von heute auf morgen in den Himmel; sind sie einmal gefällt, fehlen sie den Nachkommen über Jahrzehnte oder Jahrhunderte. Solchen Raubbau an den menschlichen Lebensgrundlagen soll der Nachhaltigkeitsgedanke verhindern helfen.

SO WIRKEN NACHHALTIGE INVESTMENTS:

1. Wer direkt (Aktien) oder indirekt (Fonds) Anteile an einem nachhaltigen Unternehmen kauft, stellt diesem Kapital für Wachstum und Entwicklung zur Verfügung
2. Analysten für Nachhaltigkeit bewerten das ökologische und soziale Verhalten von Unternehmen. Dabei bringen sie unsaubere Praktiken ans Licht und wirken auf Verhaltensänderungen ein.
3. Ratingagenturen vergeben Ratings, und Fonds investieren nur in die Besten einer Branche. Der Konkurrenzkampf, zu den Besten zu gehören, spornt die Firmen an.
4. Die Aufnahme in Nachhaltigkeitsfonds ist eine Bestätigung für das Umwelt- und Sozialmanagement einer Firma und stärkt die Position der Verantwortlichen innerhalb des Unternehmens.
5. Nachhaltigkeitsfonds-Investoren sind langfristige Investoren und keine kurzfristigen «Nach-mir-die-Sintflut-Spekulanten». Das ermöglicht den Unternehmen, langfristige Strategien zum Wohle aller Anspruchsgruppen zu entwickeln.

HINWEIS: Am Donnerstag, 4. September, 19.30 Uhr, diskutiert Urs Holliger im Rahmen der Veranstaltungsreihe «Ethos 08» im reformierten Kirchgemeindehaus Brugg mit Pfr. Christoph Suter über das Thema «Nachhaltigkeit – Umgang mit Ressourcen».

sich der Nachhaltigkeitsgedanke zu hundert Prozent umsetzen. Wir haben das Rad bereits überspannt. Jede Reduktion ist jedoch schon ein Erfolg und ein wesentlicher Beitrag zu mehr Nachhaltigkeit.

Von welchen besonders heiklen Branchen lassen Sie generell die Finger?

Unsere Ausschlusskriterien beinhalten etwa genteilich veränderte Organismen, Glücksspiel, Pornografie, Tabak oder Nukleartechnologie.

Kürzlich hat Ethos auf das Problem von Streubomben und Personenminen aufmerksam gemacht; auch in Rüstungsfirmen investiert Ethos schon seit 1997 nicht. Ist das nicht nur ein Tropfen auf den heissen Stein?

Die Profitgier des Menschen existiert halt nach wie vor. Auch beim Anlegen kommt es auf die ethische Grundhaltung an, und es gibt Investoren, die absolut unethische Ansätze haben. Wir können die Welt nicht verbessern, aber mit gutem Beispiel vorangehen.

Versteht nicht jeder etwas anderes unter ethischer Geldanlage?

Sicher. Aber wir wollen zeigen, dass sich die Lebensqualität dank der Berücksichtigung von sozialen und ökologischen Kriterien beim Anlegen steigern lässt. Die Erkenntnis, dass unser Börsenverhalten unsere Lebenswirklichkeit beeinflusst, lässt sich aber nicht von heute auf morgen durchsetzen. Und dass sich nicht alle überzeugen lassen werden, dürfte auch klar sein. Die Kirche schafft es ja auch nicht, jede und jeden für ein christlich-ethisches Verhalten zu gewinnen. **INTERVIEW: CHRISTIAN KAISER**

EINSCHÄTZUNGEN/ Ein Arzt, eine Seelsorgerin und eine Ethikerin zu Resultaten der «reformiert.»-Umfrage
VORSTELLUNGEN/ «Die meisten sterben nicht so, wie sie es sich gewünscht haben», sagt eine Pflegefachfrau

Liegt es in unseren Händen?

SUIZIDBEIHILFE/ Ob Frau oder Mann, reformiert oder katholisch: Die Suizidbeihilfe ist in der Schweiz querbeet hoch akzeptiert. Am kritischsten sind die Mitglieder von Freikirchen und anderen Religionsgemeinschaften. – Das zeigt eine repräsentative Umfrage von «reformiert.».

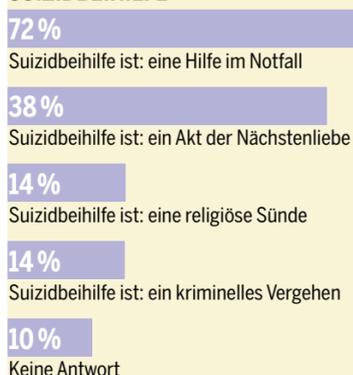
Zwar ist die Suizidbeihilfe weiterhin umstritten und kommt es regelmässig zu lautstarken Protesten gegen den sogenannten «Sterbetourismus» – nichtsdestotrotz ist die Akzeptanz für Suizid und Suizidbeihilfe in der Schweiz hoch. Das zeigt die repräsentative Umfrage unter 1002 Personen, die das Institut für Markt- und Meinungsforschung Isopublic im Auftrag von «reformiert.» im Juli durchgeführt hat.

SUIZIDBEIHILFE: HOHE AKZEPTANZ. Für erstaunliche 72 Prozent der Menschen in der Schweiz ist die Beihilfe zum Suizid bei unheilbar Kranken und Sterbewilligen eine legitime «Hilfe im

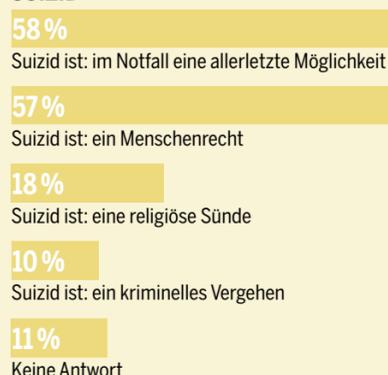
Notfall». Dabei gibt es kaum Unterschiede zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen: Der Einschätzung stimmen Alte (69%) und Junge (75%), Welsche (77%) und Deutschschweizer (70%), Reformierte (75%) und Katholische (72%) fast gleichermassen zu. Letztere, obwohl die Bischofskonferenz die Suizidbeihilfe ablehnt. Während die Akzeptanz unter den Konfessionslosen überdurchschnittlich hoch ist (77%), sind einzig die Mitglieder von Freikirchen und anderen Religionsgemeinschaften skeptisch: Nur knapp die Hälfte von ihnen (48%) akzeptieren die Beihilfe zum Suizid als «Hilfe im Notfall». Für 38 Prozent der Bevölkerung in der

HOHE AKZEPTANZ FÜR SUIZID UND SUIZIDBEIHILFE – MIT UNTERSCHIEDLICHEN AKZENTEN:

SUIZIDBEIHILFE



SUIZID



EDITORIAL

ANNEGRET RUOFF ist «reformiert.»-Redaktorin im Aargau



Sich gehen lassen

Sterben hat für mich mit Einschlafen zu tun. Manchmal geht es einfach nicht. Zum Beispiel gestern. Nach einem langen Tag wälzte ich mich im Bett hin und her, überlegte dies und grübelte das, und was ich auch versuchte: Es schlief nicht. «Ich will jetzt einschlafen», sagte ich zu meinem Mann. Er bot mir an, meinen Nacken zu massieren. Aber ich wollte doch nur eines: schlafen. Widerwillig nahm ich sein Angebot schliesslich in Anspruch. Es half.

Wer müde ist, will schlafen. Wer lebensmüde ist, sehnt sich nach dem Tod. «Ich will sterben» drückt vieles aus: Verzweiflung, Erschöpfung, Schmerzen, Angst. Aber auch die Sehnsucht nach Erlösung, Entspannung, Veränderung. Was ist, soll aufhören. Es soll – grundlegend – anders werden. Will man sterben, so will man einen unerträglich gewordenen Zustand loslassen. Interessanterweise ist die letztmögliche menschliche Willensbekundung gleichzeitig eine Kapitulation. Sie ist das Einverständnis, Veränderung zuzulassen und «sich gehen zu lassen». Das kann auch bedeuten: sich helfen zu lassen – beim Sterben.

BILD: HANSJÜRGEN FRACHSEL

GRAFIK: NICOLE HUBER

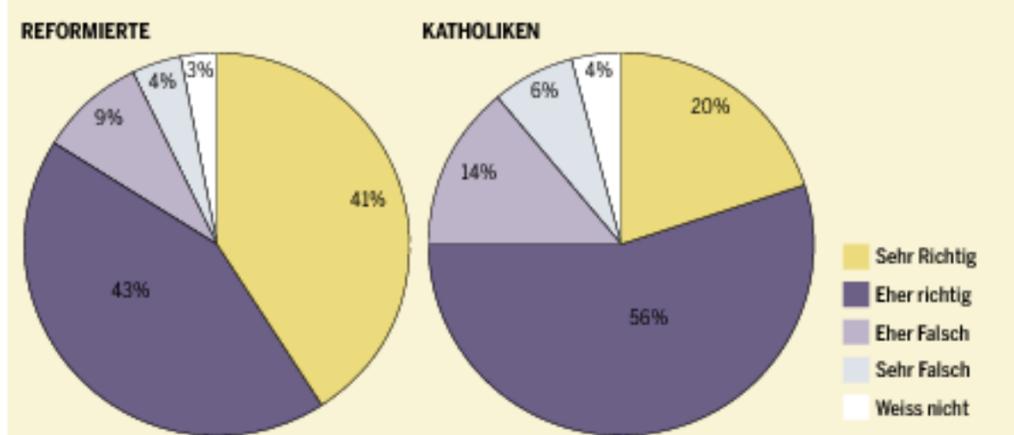


Trotz hoher Akzeptanz reissen die Proteste gegen die Sterbehilfeorganisationen nicht ab: Demonstration vor dem Zürcher Rathaus



Blick ins Sterbezimmer der Sterbehilfeorganisation Dignitas (Zürich-Wiedikon 2002)

SUIZIDBEIHILFE: KATHOLIKEN FAST EBENSO LIBERAL WIE REFORMIERTE



Obschon die römisch-katholische Bischofskonferenz die Suizidbeihilfe kategorisch ablehnt, teilen 76 Prozent der Katholikinnen und Katholiken in der Schweiz die Meinung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds, der bei der Suizidbeihilfe den Willen des einzelnen Menschen respektieren will. Bei den Reformierten sind 84 Prozent.

Schweiz ist die Suizidbeihilfe gar ein «Akt der Nächstenliebe» – im Welschland findet diese Ansicht mit 52 Prozent noch mehr Unterstützung.

SUIZID: SKEPSIS. Interessant ist, dass die Bevölkerung bei ihrer Einschätzung klar zwischen Suizid und Beihilfe zum Suizid unterscheidet: Ersterer wird weit kritischer beurteilt als die Hilfe dazu. Während 72 Prozent die Suizidbeihilfe als «Hilfe im Notfall» beurteilen, bezeichnen «nur» 58 Prozent den Suizid als eine «allerletzte Möglichkeit im Notfall». 57 Prozent verstehen den Suizid als «ein Menschenrecht».

Freikirchler und Andersgläubige bewerten auch den Suizid weit kritischer als der Durchschnitt: Nur 39 Prozent akzeptieren ihn als «allerletzte Möglichkeit im Notfall», und nur 35 Prozent sehen in ihm ein «Menschenrecht».

Auch die Jungen sind dem Suizid als «allerletzte Möglichkeit im Notfall» gegenüber mit 51 Prozent Zustimmung etwas skeptischer eingestellt als der Durchschnitt. Ein bisschen strenger sind sie auch bei der moralischen Beurteilung: Für 21 Prozent der 15- bis 34-Jährigen ist Suizid «eine Sünde» (CH-Schnitt: 18%), für 12 Prozent «ein kriminelles Vergehen» (CH-Schnitt: 10%).

DIFFERENZIERT STATT PLAKATIV. Als eine Sünde bezeichnet die reformierte Kirche den Suizid schon lange nicht mehr, und auch in der Frage der Suizidbeihilfe hat der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) eine differenzierte Haltung: In

der Broschüre «Das Sterben leben» verzichtet er auf ein einfaches Dafür oder Dagegen. Tenor des Papiers: Die Kirche soll genauso für den Entscheid von Sterbewilligen einstehen, wie sie für die Unantastbarkeit des Lebens und die fürsorgliche Betreuung kranker Menschen einsteht.

Diese offene und zugleich differenzierte Haltung des Kirchenbunds findet in der Schweizer Bevölkerung laut Umfrage von «reformiert.» grosse Zustimmung (78%) – und zwar auch unter Katholikinnen und Katholiken: 76 Prozent der römisch-katholischen Bevölkerung unterstützen die SEK-Position, obschon die Bischofskonferenz etwa die Suizidbeihilfe kategorisch ablehnt. Bei der reformierten Bevölkerung sind gar 84 Prozent, die wie der SEK den Willen des einzelnen Menschen – auch jenen zum Suizid – respektieren wollen.

KAUM DRUCK. Junge wie Alte erachten die in Diskussionen oft geäusserte Befürchtung, wonach Sterbehilfeorganisationen den Druck auf Alte und Pflegebedürftige erhöhten, der Gesellschaft nicht mehr länger zur Last zu fallen und freiwillig aus dem Leben zu scheiden, mehrheitlich als unbegründet: 60 Prozent glauben, dass dies «sicher nicht» oder «eher nicht» geschehe.

DIE GRETCHENFRAGE. «Was würden Sie tun, wenn ein schwer kranker naher Verwandter oder guter Freund Sie fragen würde, ob Sie ihm beistehen könnten, wenn er sich mit einem Todesmedikament das Leben nimmt?» Auf diese delicate und sehr persönliche Frage antworteten 61 Prozent, sie wären zur Suizidbegleitung bereit, 36 Prozent würden diesen Wunsch ablehnen. 32 Prozent könnten sich vorstellen, in dieser heiklen Frage Rat bei der Kirche oder bei einem Pfarrer zu suchen.

MATTHIAS HERREN / MARTIN LEHMANN

**Drei Resultate aus der Umfrage
drei Einschätzungen von Fa...**



KRIMINELL ODER HILFREICH?
Junge Menschen beurteilen den Suizid am häufigsten als Sünde oder kriminellen Akt – ältere sehen im Angebot der Sterbehilfeorganisationen viel öfter einen Akt der Nächstenliebe. Wie erklären Sie sich das?



GEHORSAM ODER KRITISCH?
Katholiken und Reformierte sind sich in Sachen Sterbehilfe erstaunlich einig – obwohl ihre Kirchen sehr unterschiedliche Positionen haben. Wie erklären Sie sich diese beidseitig sehr liberale Haltung?

«Generell erstaunt mich ja die relativ hohe Akzeptanz von Suizid und Suizidbeihilfe unter den Befragten. Ich glaube aber, dass die Zahlen durch die Fragestellung zustande kamen und man daraus keine voreiligen Schlüsse ziehen sollte: Hätte man die Menschen persönlicher befragt («Würden Sie selbst ...?»), wären weniger hohe Werte erzielt worden. Grossmehheitlich akzeptieren die Befragten Suizid und Suizidbeihilfe «im Notfall», also als allerletzte Möglichkeit bei einem wirklich grossen Leiden. Als Laie denkt man da wohl schnell: «Dann muss es doch möglich sein.» Als Arzt sage ich: Gerade bei depressiven Suizidalen, aber beispielsweise auch bei Schmerzpatienten, werden oft nicht alle Therapiemöglichkeiten ausgeschöpft – oder die Hilfe wird nicht angemessen in Anspruch genommen. Dass die Jungen etwas öfter als die Älteren den Suizid als Sünde oder kriminellen Akt beurteilen, führe ich am ehesten darauf zurück, dass ältere Menschen, im Gegensatz zu jungen, in ihrer Umgebung schon viel mehr Tod und Leiden gesehen haben. Sie entwickeln deshalb etwas mehr Verständnis für den Todeswunsch. Sie können deshalb mit zunehmendem Alter auch eher einen Begriff wie «Nächstenliebe» in Zusammenhang mit Sterbehilfe bringen. Die Unterschiede zwischen den Generationen in der Frage, ob Suizid oder Suizidbeihilfe ein Verbrechen oder eine Sünde sei, empfinde ich aber doch als eher zufällig. Hingegen ist interessant, wie sich in dieser Frage eine Kluft öffnet zwischen den Mitgliedern der Landeskirchen, die ähnliche Antworten geben, und den Angehörigen anderer Religionen beziehungsweise den Konfessionslosen: Erstere sind dem Suizid und der Suizidbeihilfe gegenüber viel kritischer eingestellt, Letztere noch liberaler als der Durchschnitt.»

THOMAS REISCH, Dr. med., Oberarzt
Universitätsklinik und Poliklinik
für Psychiatrie Bern

«Mich überrascht das Umfrageergebnis nicht. Die sogenannten Letztfragen werden selten von einem konfessionellen Standpunkt her beantwortet – auch wenn die Leitungen der beiden grossen Landeskirchen unterschiedliche Positionen vertreten. Bei den Themen Sterben und Sterbehilfe spielt mehr Grundsätzliches hinein – beispielsweise die drängende Frage, die ich von vielen Älteren höre: Ich weiss zwar, dass ich es fast nicht denken darf – aber ich möchte mich von Exit im Sterben begleiten lassen. Ich kann das gut verstehen. Denn Denkverbote nützen nichts, und in der Bibel ist nirgends zu lesen, dass ich, wenn ich verzweifelt bin, nicht den Tode herbeisehnen darf. Damit ist dann die Grundlage für ein offenes Gespräch gelegt. Ich kann erzählen, dass in den zehn Jahren, in denen ich als Spitalseelsorgerin arbeite, die Palliativmedizin grosse Fortschritte gemacht hat. Ich höre oder erlebe es im Akutspital nur noch selten, dass unter grossen Schmerzen gestorben wird. Oft spüre ich, dass hinter der Entscheidung, sich einer Sterbehilfeorganisation anzuvertrauen, vor allem die Angst steht, sich den Angehörigen nicht zumuten zu können. Liberale Haltung: Das klingt erst einmal positiv. Aber das kann auch zum modernen Götzen werden. Das liberale Ideal, alles selbst zu machen, verführt zum Glauben, auch noch den Tod selbst planen zu müssen. So wie die Kirchen nicht dogmatisch auftreten sollen, sollten wir uns auch nicht vom Zeitgeist verführen lassen, alle Fragen auf Leben und Tod selber zu entscheiden.»

KARIN KLEMM, Theologin
und Spitalseelsorgerin
am Kantonsspital Baden



BILD: KEYSER

Age – chleuten



UNTER DRUCK ODER FREI?

Sterbehilfeorganisationen erhöhten den Druck auf Alte und Pflegebedürftige, freiwillig aus dem Leben zu scheiden: Diese oft geäußerte Befürchtung erachten Junge wie Alte als haltlos. Überrascht Sie das?

«Nein. Darin widerspiegelt sich der Zeitgeist. Die Haltung gegenüber dem Suizid verändert sich rasant: Er wird nicht mehr als tragisches Ereignis, sondern als Entscheid eines autonomen Individuums verstanden. Und das Abwehrrecht eines Todkranken gegenüber lebenserhaltenden Massnahmen erweitert sich zum Menschenrecht auf Selbsttötung. Dies auch gemäss Bundesgerichtsentscheid. Darin sehe ich eine grosse Gefahr: Wenn der Suizid und die Beihilfe zum Suizid etwas Selbstverständliches werden, kann dies auf pflegeabhängige und behinderte Menschen enormen Druck erzeugen, der Gesellschaft nicht mehr länger zur Last zu fallen. Dieser Druck wird verinnerlicht und äussert sich als schlechtes Gewissen, überhaupt noch zu leben. Angesichts explosionsartig steigender Gesundheitskosten erscheint dann plötzlich die Selbsttötung als effizient und kostensparend. «reformiert.» hätte besser bei betroffenen Menschen in Pflegeheimen nachgefragt, inwieweit sie selbst diesen Druck verspüren. Kommt dazu, dass die Menschenwürde für bestimmte Menschengruppen relativiert und von deren Funktionieren abhängig gemacht wird. Ohne Scheu wirft man die Frage auf, ob zum Beispiel demente oder inkontinente Menschen noch Menschenwürde besitzen. Wer Menschen die Würde abspricht, legt ihnen indirekt den Suizid nahe. Da stossen wir an gefährliche Grenzen. Vor diesen schleichenden Umwertungen müssen wir auf der Hut sein. Und die Kirche sollte als Warnerin auftreten. Für mich bleibt die Selbsttötung eine tragische Handlung, die zu bedauern ist – auch wenn ich sie als persönlichen Freiheitsentscheid respektiere.»

RUTH BAUMANN-HÖLZLE ist Theologin und Medizinethikerin. Sie leitet das Institut Dialog Ethik in Zürich.

INFOS ZU SUIZID/SUIZIDBEIHILFE

RECHTLICHE SITUATION: WAS IST ERLAUBT?

Wenn eine Person sterben will und ein Sterbehelfer ihr das Todesmedikament besorgt (**Beihilfe zum Suizid**), macht dieser sich in der Schweiz nur dann strafbar, wenn er «aus selbstsüchtigen Motiven» handelt (Artikel 115 StGB). Verboten ist, wenn der Sterbehelfer selbst durch einen aktiven Eingriff den Tod herbeiführt (**aktive Sterbehilfe**). Erlaubt sind hingegen der Verzicht auf lebenserhaltende Massnahmen (**passive Sterbehilfe**) sowie das Verabreichen von Mitteln zur Linderung der Leiden, auch wenn die Nebenwirkungen der Medikamente den Todesprozess beschleunigen (**indirekt aktive Sterbehilfe**).

Die Meinungen zur Suizidbeihilfe unter den christlichen Parteien sind geteilt. Die CVP will an der aktuellen Rechtssituation festhalten, EVP und EDU wollen die Beihilfe zum Suizid verbieten.

PALLIATIV: DIE SANFTE ALTERNATIVE

Menschen ein würdiges Leben bis zuletzt zu ermöglichen, ist die zentrale Zielsetzung der Hospizbewegung und von

Palliative Care.

Informationen dazu sind bei folgenden Fachstellen erhältlich:

- www.pallnetz.ch (Zürich)
- www.palliativebern.ch (Bern)
- www.palliativnetz-graubuenden.ch (Graubünden)
- www.krebsliga-aargau.ch (Aargau)

Informationen zum Thema

Patientenverfügung:

- Tel. 0848 419 419 (Caritas)
- www.dialog-ethik.ch

INTERDISZIPLINÄRER KONGRESS

Unter dem Motto «Ganz Mensch bis zum Tod» widmet sich der interdisziplinäre Kongress vom 13. September in Aarau den medizinischen, ethischen, politischen und theologischen Fragen am Ende des Lebens. Während der Soziologe Reimer Gronemeyer über die Zukunft des Sterbens referiert, beschäftigt sich der Psychiater Daniel Hell in seinem Vortrag mit dem Thema «Von der Hilfe zum Leben zur Hilfe zum Sterben». Auf dem Programm stehen weitere Referate, Seminare und Podien sowie die Premiere des Films «segnen – trösten – begleiten».

GANZ MENSCH bis zum Tod. Interdisziplinärer Kongress zu medizinischen, ethischen, politischen und theologischen Fragen am Ende des Lebens. 13. September, Kultur und Kongresshaus Aarau. Infos und Anmeldung: Tel. 062 838 00 18, kongress@ref-aargau.ch; www.ref-ag.ch/kongress

Meist stirbt man anders, als man es sich gewünscht hat

BETROFFENE/ Auch wenn man selten darüber spricht: Alle haben Vorstellungen, wie sie mal sterben möchten. Doch meist kommt es anders.

«Sicher nicht an den Schläuchen möchte ich sterben», sagen die meisten, «und schon gar nicht in einem unpersönlichen Sterbezimmer.» Selbst bestimmen möchte man, bis zuletzt. Aber was heisst das für Hinterbliebene, Seelsorger, Pflegende?

DERSCHOCK. Silvia Maria Skerlak (55) hat ihren Mann durch Suizid verloren. «Mir riss das den Boden weg», beschreibt sie heute – acht Jahre nach dem Schock – ihre damalige Stimmung. Ein enormer Vertrauensbruch sei es gewesen, «einfach so» verlassen zu werden. «Hätte mein Mann offen mit uns über seinen Suizidwunsch gesprochen», glaubt sie, «wäre es vielleicht nie dazu gekommen.» Dann berichtet sie von einer hilflosen Umgebung, unausgesprochenen Vorwürfen und von Verwandten, die zu ihrem eigenen Schutz die Todesursache verklärten. Verletzungen und Kränkungen statt Mitgefühl und Anteilnahme.

Geholfen habe ihr damals das Buch von Ebo Aebischer («Suizid und Todessehnsucht»), sagt Silvia Maria Skerlak. Der ehemalige Biochemiker, der auf dem zweiten Bildungsweg katholische und reformierte Theologie studiert hatte, begleitete über Jahre im Auftrag der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn «Hinterbliebene von Suizidopfern». Seine Erkenntnis nach all den Jahren: «Wenn sich jemand einfach so davonschleicht, ist das für die Angehörigen fast nicht zu verstehen.» Diesen Hinterbliebenen seelsorgerlich beizustehen, sei die beste Suizidprävention – denn bei diesen verlassen Menschen

sei die Todessehnsucht bisweilen immens: «Sie wollen nichts anderes, als schnellstens auch sterben.» Eine zweite Erkenntnis Aebischer: Wer gehen will, ist ausser sich, «ist entwegerganzuntenerganz bei Gott». An der Tat zu hindern seien solche Menschen allenfalls mit einem offenen Gespräch oder vielleicht mit dem spontanen Signal «Du wirst noch gebraucht». Aber manchmal müsse man diese Menschen schliesslich auch «gehen lassen».

CHRISTLICH? Ebo Aebischer inzwischen 72-jährig, kann das akzeptieren. Selbst Mitglied der Sterbehilfeorganisation Exit, findet es der Seelsorger viel bedenkllicher und «gar nicht christlich», wenn alte, todkranke Menschen in Heimen und Spitälern «einfach nicht sterben dürfen, weil es sich ein grosser Pflegeapparat zur Pflicht gemacht hat, ihr Leben zu verlängern». Für ihn wäre es «die letzte Barmherzigkeit», wenn diese Sterbewilligen «nicht durch die Hand von jemandem, aber an der Hand von jemandem» in den Tod gehen könnten.

AUTONOMIE. Edith Weber-Halter (54) ist freischaffende Gesundheitschwester. Sie betreut seit Jahren Schwerstkranke und Sterbende – und sieht dabei immer wieder Abschreckendes: «Ärzte, die Angst vor dem Tod ihrer Patienten haben, und Intensivstationen, wo noch alles Erdenkliche gemacht wird». Und trotzdem rät sie entschieden ab vor dem Tod mit einer Sterbehilfeorganisation. Dann soll man am Schluss also nicht mehr selbst bestimmen dürfen? «Doch!», sagt Edith

Weber-Halter: «Man muss, solange man noch «zwäg» ist, eine Patientenverfügung unterschreiben.» Am besten lasse man diese gleich notariell beglaubigen, dann sei sie nämlich im Notfall wirklich gültig und entlaste die Angehörigen vor «Entscheidungen, die sie schlicht überfordern» (vgl. Infobox links). Sie selbst spreche die Patientenverfügung bei ihren Betreuten sehr früh und offen an und erlebe immer wieder, dass die meisten Leute positiv reagierten. «Fast alle sagen dann: Jetzt kann ich wieder leben.»

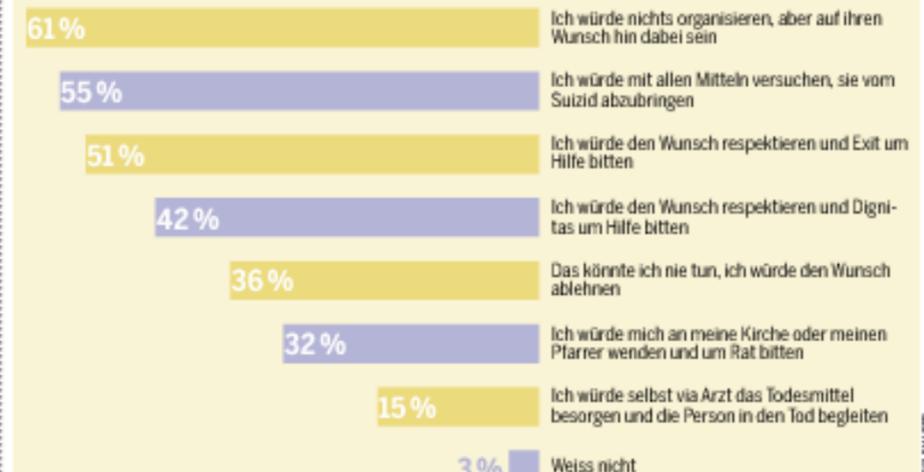
Edith Weber-Halters Fazit nach über dreissig Jahren Erfahrung mit Sterbenden ist trotzdem ermutigend: «Die meisten sterben nicht so, wie sie es sich gewünscht haben.» Und warum nicht? Die Gesundheitschwester sagt ungeschönt: «Sterben geht im Normalfall langsam, und das ist nicht rentabel.»

Und deshalb nicht im Sinne der Gesundheitsökonomie, ist Hansueli Albonico, Chefärztin der Komplementärmedizinischen Abteilung am Regionalspital Emmental, überzeugt. «Weil alles und jedes vergleichbar sein muss», werde in den neuen Tarifsystemen auch die Liegezeit Sterbender im Spital normiert: Sterbende würden zunehmend von einem Spital ins andere abgeschoben, hat Albonico beobachtet. Seine Forderung: optimale individuelle Sterbegleitung, auch im Spital.

Hansueli Albonico: «Auf unserer Abteilung sind bisher ausnahmslos alle, die beim Spitaleintritt aktive Sterbehilfe wünschten, im Verlauf des Aufenthalts davon abgekommen.» RITA JOST

WÜRDEN SIE DABEI SEIN?

Was würden Sie tun, wenn eine schwerkranke, Ihnen nahestehende Person Sie fragen würde, ob Sie ihr beistehen würden, wenn sie sich mit einem Todesmedikament das Leben nimmt?



GRAPH: NOELLEUBER



«Ich glaube nicht, dass es unchristlich ist, wenn ein Mensch sein Leben beenden will»: Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf

«Und ich sage nun: Stopp, so einfach ist es nicht»

EVELINE WIDMER-SCHLUMPF/ Die Justizministerin über das Leben, das Sterben, den Tod – und über die Pflichten von Sterbehilfeorganisationen.

Frau Widmer-Schlumpf, dürfen wir mit einer ganz persönlichen Frage beginnen?
Ja.

Was macht für Sie das Leben lebenswert?
(denkt lange nach) Dies zu beantworten, ist nicht einfach. Lebenswert ist das Leben, wenn ich mich wohl fühle, wenn ich verstanden werde und wenn ich am Ende des Lebens sagen kann: Es war gut, dass ich gelebt und wie ich gelebt habe.

Und wenn Sie das nicht mehr sagen können?
Solche Situationen kann es geben. Im Leben vieler Menschen gibt es Momente, in denen man sich fragt: Wofür lebe ich? Ist das, was ich tue, sinnvoll? Diese Fragen habe ich mir auch schon gestellt.

Es gibt schwer kranke Menschen, die sagen: Es reicht, ich mag nicht mehr. Wie beurteilen Sie diese Haltung?

Beurteilen kann ich das aus der Distanz nicht. Das wäre anmassend. Für mich ist es aus heutiger Optik keine Option, dem Leben selbst ein Ende zu setzen. Was aber einmal sein wird, kann ich nicht sagen. Ich bin zutiefst überzeugt, dass Menschen in einer solchen Situation richtig entscheiden.

Nun bieten Sterbehilfeorganisationen solchen Menschen an, ihnen beim Suizid zu helfen. Finden Sie das richtig?

Wenn diese Organisationen Menschen in einer schwierigen Situation helfen, einigermassen würdevoll zu sterben, dann verurteile ich es nicht. Ich verurteile hingegen, wenn man Sterbewilligen keine Alternativen mehr aufzeigt.

Ist denn das bei einem Todkranken nötig?
Was hinter einem Sterbewunsch steht, ist nicht immer klar: Ist es Vereinsamung, soziale oder gar finanzielle Not? Hier müssten Sterbehilfeorganisationen nicht nur das Todesmittel überreichen, sondern auch beratend wirken. Es darf nicht sein, dass jemand zu einer Sterbehilfeorganisation geht, und 24 Stunden später ist er tot. Das ist unethisch.

Deshalb haben Sie das Thema wieder in den Bundesrat gebracht?

Ja. Ich bin sehr erschrocken, als ich feststellte, dass durch die Verwendung von Helium bei einem Sterbewilligen die medizinische Beurteilung durch einen Arzt nicht mehr sichergestellt ist: Helium ist nicht rezeptpflichtig. So können wir mit dem Leben nicht umgehen! Sterbehilfeorganisationen darf es nicht ums schnelle Geld gehen. Darum verlange ich, dass sie ihre Finanzen offenlegen müssen.

Ein grundsätzliches Verbot der organisierten Suizidbeihilfe: Kommt das für Sie infrage?

Nein. Ich denke, dass auch der Tod in die Eigenverantwortung jedes Einzelnen gehört. Ich respektiere es, wenn ein Mensch nicht mehr leben will – sofern er das aus seinem tiefsten Bedürfnis heraus als seinen Weg anschaut und für ihn keine Alternativen mehr infrage kommen.

«Das Leben ist ein unantastbares Geschenk Gottes»: Diesen Satz würden Sie also nicht unterschreiben?

Dass das Leben ein Geschenk Gottes ist, unterschreibe ich sehr wohl. Aber wie man mit diesem Geschenk umgehen soll, das kann der Staat nicht regeln.

Jetzt argumentieren Sie als Justizministerin. Kommen sich in dieser Frage die Juristin, die Christin und die Privatfrau Eveline Widmer-Schlumpf ab und zu ins Gehege?

Das ist klar. Ich kann ja persönliche Erfahrungen aus dem eigenen Leben nicht einfach ausblenden. Wenn ich nur als Juristin entscheiden könnte, wäre es einfach. Nach Artikel 115 des Strafgesetzbuches kann ich sauber und nachvollziehbar begründen: Sterbehilfe ist nicht strafbar, wenn sie uneigennützig geschieht. Das war ja bisher auch die Haltung. Man hat gesagt: Rechtlich ist es klar. Und ich sage nun: Stopp – so einfach ist es nicht.

Sie haben die politische Diskussion zu diesem Thema wieder angekurbelt – wie bilden Sie sich persönlich Ihre Meinung?

Ich diskutiere zum Beispiel mit Ärzten, Ethikern, Juristen, Vertretern von Sterbehilfeorganisationen und Kirchenvertretern, katholischen und reformierten. Dabei zeigt sich, dass Christen zum Teil ganz unterschiedlicher Ansicht sind.

Und Ihre persönliche Haltung?

Ich glaube nicht, dass es unchristlich ist, wenn ein Mensch sein Leben beenden will, weil er es nicht mehr schafft.



«Es darf nicht sein, dass jemand zu einer Sterbehilfeorganisation geht und 24 Stunden später tot ist.»

Sie diskutieren über Suizidhilfe quasi von Amtes wegen. Aber findet dieser Diskurs auch in der breiten Öffentlichkeit statt?

Übers Sterben zu sprechen, ist für die meisten ganz schwierig. Die Frage hat keinen Platz in unserem schnelllebigen Alltag. Wenn man sich aber ehrlich mit seinem Sterben auseinandersetzt, dann merkt man, wie schwierig es ist, hier etwas mit Paragrafen zu regeln. Ich staune immer wieder, wie unbefangene Kinder vom Tod sprechen können. Mit einer meiner Töchter habe ich über Jahre immer wieder solche Gespräche geführt. Aber schneiden Sie mal in einer Erwachsenenrunde das Thema Sterben an – dann zucken alle augenblicklich zusammen.

Die Diskussion könnte ja auch in der Kirche stattfinden. Welche Haltung erwarten Sie von Kirchenvertretern?

Dass sie nicht verurteilen und mit Abstrafung drohen. Es ist klar: Wenn sich jemand das Leben nimmt, ist das für seine Umgebung sehr tragisch. Aber es bringt nichts, wenn dann die Kirche noch Schuldzuweisungen macht. Das heisst nicht, dass wir als Gesellschaft und als Kirche nicht alles unternehmen müssen, damit es nicht so weit kommt, dass Menschen aus dem Leben gehen wollen.

Sie haben die Sterbehilfediskussion im Bundesrat wieder traktandieren lassen – wie haben eigentlich Ihre Regierungskolleginnen und -kollegen darauf reagiert?

Sehr offen. Wir haben intensiv über ethische und existenzielle Fragen diskutiert.

War das ein Wagnis?

Ich ging mit gemischten Gefühlen in den Bundesrat, weil ich dessen frühere Haltung kannte. Aber meine Bedenken erwiesen sich als unbegründet.

Auch die Sterbehilfeorganisationen reagierten erfreut auf die Ankündigung, die Sache wieder anzugehen.

Ja, und ich hoffe, dass ihre Reaktionen auch noch positiv sind, wenn wir konkrete Vorschläge unterbreiten.

Momentan werden von den jährlich rund 1800 Suiziden in der Schweiz rund 350 bis 400 von Leuten der beiden grossen Sterbehilfeorganisationen begleitet. Geht diese Zahl mit einer neuen Regelung zurück?

Wenn sie nicht weiter anstiege, wäre ich schon zufrieden. In den letzten fünf Jahren ist die Zahl der Suizide, die durch Sterbehilfeorganisationen ermöglicht wurden, ständig gestiegen. Diese Entwicklung macht mich sehr nachdenklich.

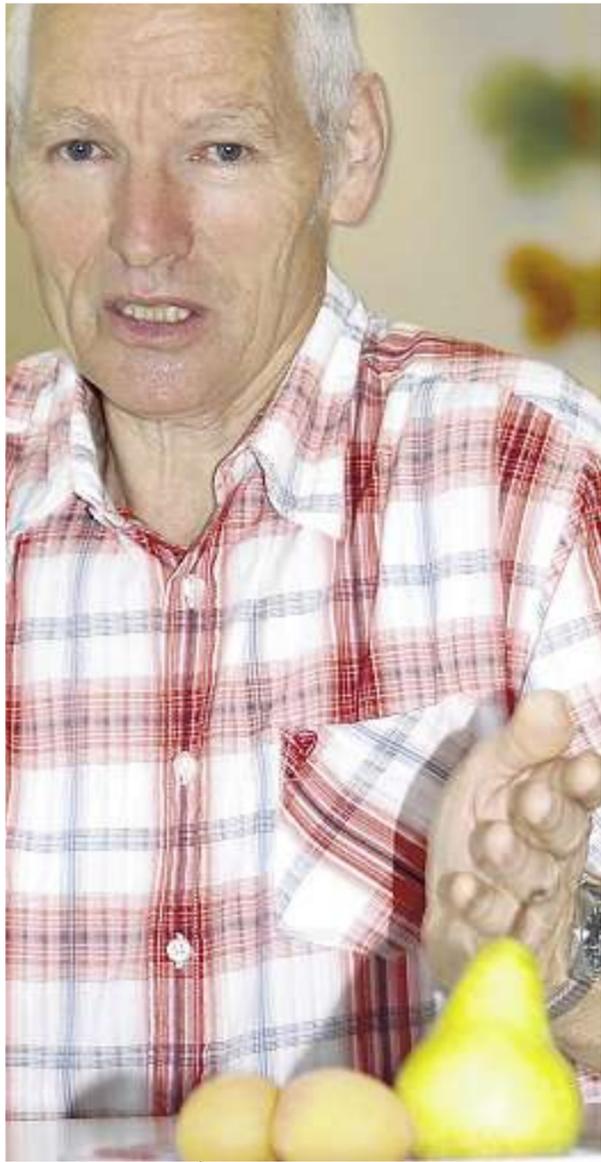
INTERVIEW: RITA JOST, MATTHIAS HERREN



EVELINE WIDMER-SCHLUMPF (52)

Die Bündner BDP-Bundesrätin steht dem Justiz- und Polizeidepartement vor. Auf ihren Antrag hat die Landesregierung entschieden, neue Regelungen für die Suizidbeihilfe auszuarbeiten. Bisher hatte der Bundesrat die Meinung vertreten, die bestehenden Gesetze genügen.

Zur aktuellen rechtlichen Situation in der Schweiz vgl. Infobox Seite 7



Engagiert: Der Gränicher Oskar Saxer

Prediger mit Herz und Seele

GEMEINDESONNTAG/ Zirka fünfmal im Jahr hält Oskar Saxer eine Predigt. Und bringt dabei seine eigene Sichtweise ein.

Oskar Saxer ist nicht Pfarrer. Aber er predigt. Das gehört mit zu seinen Aufgaben, die er seit 27 Jahren als diakonischer Mitarbeiter in der Kirchgemeinde Gränichen wahrnimmt. «Dass ich etwa fünfmal im Jahr auch Gottesdienste halte, hatte ursprünglich ganz praktische Gründe», erklärt er: «Die Kirchenpflege suchte nach einer Regelung für die Gottesdienstvertretungen in der eigenen Gemeinde. Darum beantragte sie beim Kirchenrat die Laienpredigererlaubnis für mich.»

EIGENE FARBEN. Auf die Frage, ob Laien anders predigen als Frauen und Männer mit einem abgeschlossenen Theologiestudium, gibt Oskar Saxer eine klare Antwort: «Laienpredigerinnen und -prediger bringen ihre eigenen Farben und Sichtweisen in den Gottesdienst, bedingt und geprägt durch ihre anders verlaufenen persönlichen und beruflichen Wege.» Und er fügt an: «Eine Krankenschwester, ein Physiker, ein Lehrer oder eine Familienfrau – sie alle haben ganz spezifische Erfahrungen, und das wirkt sich aus auf die Auslegung der biblischen Texte. Das ist doch eine Bereicherung für die Gemeinde!»

VORBEREITUNG DER PREDIGT. Oskar Saxers eigenes Arbeitsfeld unterscheidet sich wenig von dem der Pfarrerinnen und Pfarrer – wie sie gestaltet er Angebote für Jung und Alt, wie sie macht er Besuche. Wer mit ihm spricht, merkt jedoch schnell, dass auch er seine besonderen Erfahrungen einzubringen hat; und das tut er mit so viel Elan, dass in einem gewöhnlichen Gespräch durchaus etwas wie eine Predigt anklängen kann. Dabei steht aber nicht seine Person im Zentrum.

Oskar Saxer will nicht unterhalten, nicht belehren, er will Gemeinschaft gestalten. Darum denkt er bei der Vorbereitung einer Predigt an jene, deren Schicksal ihn beschäftigt: «Ein Jugendlicher, der mir ein Anliegen anvertraut hat, eine Frau, die einen an Demenz erkrankten Angehörigen begleitet – sie sind vielleicht nicht wirklich im Gottesdienst anwesend, aber ich glaube, dass sie doch da sind; das ist mein Verständnis von Gemeinde: Sie ist mehr als das, was wir sehen oder zu kennen meinen.»

KAMPF MIT DER FÜLLE. Begegnungen mit Menschen geben Oskar Saxer Impulse für seine Gottesdienste. Er sammelt aber auch Zeitungsausschnitte, Gedichte oder Sinnsprüche, er notiert Ereignisse in der Gemeinde, denkt an bevorstehende Anlässe und versucht, das alles in Zusammenhang mit einem biblischen Text zu bringen. «Das ist immer wieder ein Kampf!», schmunzelt er. Ein Kampf mit der Überfülle an Ideen und Materialien. Man rate ihm immer wieder: «Hüte dich vor Nebengeleisen, beschränke dich!» Das fällt ihm nicht leicht. Denn Oskar Saxer sprudelt von Ideen, er schildert Begegnungen, wichtige biografische Stationen, Erinnerungen – an seine ersten Predigten zum Beispiel: Das war in einem ganz anderen Kontext, in Peru, wo er als junger Modellschreiner auf einer Missionsstation im Urwald einen diakonischen Einsatz leistete. Und aus dem Rückblick, aus dem Erinnern kommt für Oskar Saxer die Einsicht: «Ich habe in all den Jahren einen weiten Weg zurückgelegt, hin zu mehr Offenheit und Weite, und Jesus hat sich dabei immer wieder auf neue Weise offenbart. Das macht mich dankbar.» **KÄTHI KOENIG**

Wenn Laien predigen

Am Gemeindegottesdienst vom 7. September kommen in vielen Aargauer Gottesdiensten Laienpredigerinnen und -prediger zum Wort. Dies sind kirchlich interessierte Menschen, die kein Theologiestudium abgeschlossen haben. Zurzeit verfügen 7 Frauen und 25 Männer über die Predigererlaubnis der Aargauer Landeskirche.

INFORMATIONEN UNTER: www.ref-ag.ch

LEBENSFRAGEN

«Versuchung durch den Satan» – was soll ich mir darunter vorstellen?

SELBSTZERSTÖRERISCHE MÄCHTE/ Die Idee vom «Teufel» als Person macht oft Mühe. Vielleicht ist er eher in uns Menschen?

FRAGE. Ich kann mit der Vorstellung eines Teufels nicht viel anfangen. Das Böse aber kenne ich. Ich verstehe es als eine jener Mächte in mir, die ich in Schach zu halten versuche. Was aber meinte Jesus, als er Petrus auf seine bevorstehende Verleumdung hinwies und sagte: «Der Satan hat sich ausgebeten, euch zu sieben wie den Weizen» (Lk. 22, 31)? Wie muss ich mir die Versuchung durch den Satan vorstellen? S.L.

ANTWORT. Liebe Frau L., auch ich kann mit der traditionellen Vorstellung von einem Teufel nicht viel anfangen. Aber das Böse, wie Sie es beschreiben, kenne ich auch. Ich finde Ihre Frage spannend!

Eine Versuchung ist kaum vorhersehbar. Bei Petrus kommt sie ganz alltäglich auf ihn zu. Nach der Verhaftung von Jesus begegnet er der Magd des Hohen Priesters und bekommt es mit der Angst zu tun, als sie feststellt: «Du bist doch auch ein Freund dieses Jesus!» Daraufhin antwortet Petrus dreimal: «Ich kenne den Jesus nicht. Ich habe ihn nie gekannt.» Erst mit

dem Hahnenschrei wird Petrus bewusst, dass er Jesus verleugnet hat. Die Angst und die Reaktion auf diese Angst – das war der Anfang der Versuchung.

Dann aber folgt die zweite Phase: die Versuchung, sich selbst aufzugeben oder sich selbst unbarmherzig zu bestrafen. Wenn wir erkennen, dass wir unser Ziel aus Feigheit, Trägheit oder anderen Gründen verfehlt haben, richten wir oft unsere ganze Wut gegen uns selber, bestrafen uns mit Verzweiflung und Resignation und wüten wie die «schlimmsten Teufel» gegen uns. Wir plagen uns mit Selbstmitleid und ausweglosen Fragen wie: «Warum gerade ich?»

Wir sind überzeugt, Versager zu sein. Das Böse will uns mit dieser Idee «aus-sieben», um es mit dem von Ihnen zitierten Bibelvers zu sagen. Wir sollen uns überflüssig, wertlos, ungeeignet vornehmen, wie Spreu oder Steine, die aus den Weizenkörnern aussortiert werden

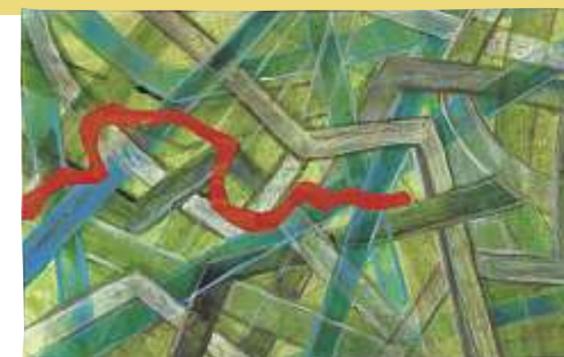


ILLUSTRATION: VERENA STUMMER

müssen. Also nicht das Versagen, sondern das Leiden daran, dass wir versagt haben – das ist die Versuchung.

So werden wir ausgesiebt, sieben uns selber aus. Geben den Glauben und die Hoffnung auf. So kommt die «satanische Versuchung» in uns zum Ziel. Ich kenne solche Erfahrungen aus meinem eigenen Leben. Deshalb bin ich froh, dass Petrus auf eine mutmachende Art und Weise reagiert hat: Er hat sich vom Sog der beschriebenen Gedanken nicht mitreißen lassen, sondern «bitterlich geweint». Er steht dazu, ein schwacher Mensch gewesen zu sein, und lässt sich so in Gottes Barmherzigkeit fallen. Keine Selbstanklage, sondern ein Ja zu dem, was er ist. Jesus nimmt diesen inneren Weg des Petrus auf, indem er direkt nach dem von Ihnen zitierten Vers sagt: «Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dich wieder gefunden hast, dann stärke deine Brüder und Schwestern.»



ROMAN ANGST-VONWILLER

ist Theologe und arbeitet als Seelsorger in der «Bahnhofkirche» des Zürcher Hauptbahnhofs (rba@uav.ch)

In der Rubrik «Lebens- und Glaubensfragen» beantwortet ein kompetentes nationales Team Fragen unserer Leserinnen und Leser. Senden Sie Ihre Anfrage an: reformiert.zuerich@reformiert.info, Postfach, 8022 Zürich.

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Die Sterne, eine Lampe und eine Frage

STERNENMEER. Eine klare, mondlose Nacht – ideal für eine Lektion in Sachen Sternkunde. Wir sitzen im Freien, ein Astronom erklärt uns die glitzernden Himmelslichter. Dazu benutzt er eine Lasertaschenlampe, deren schmaler Strahl bis zu den Sternen reicht. Nur scheinbar natürlich, in Wirklichkeit ist es eine optische Täuschung. Wir folgen dem Strahl und sehen den Grossen Wagen mit Sternen, die arabische Namen wie Merak, Phekda oder Dubhe tragen. Daneben der Polarstern als Orientierungspunkt. Weiter wandert der Strahl zur hell leuchtenden Wega, die zu einem Sternbild mit dem poetischen Namen Lyra gehört. Jetzt sehen wir auch das zarte Band der Milchstrasse, das sich über den nächtlichen Himmel spannt.

FASZINIEREND. Die Sterne schicken ihr Licht über unglaublich grosse Distanzen zu uns. Es kann Jahre, Jahrhunderte oder gar Jahrtausende dauern, bis es auf der Erde ankommt. So sitzen wir da auf einem Hügel und sehen weit zurück in die Vergangenheit. Es ist still, nur kurz platzt das Gedudel eines Handys in die andächtige Runde, der Betroffene zieht es verschämt aus dem Sack, starrt auf den Bildschirm und stellt das Ding ab.

EINE TRÄNE. Da, eine Sternschnuppe! Jetzt sollte ich mir ganz schnell etwas wünschen, ich weiss aber nicht, was, und während ich überlege, erlischt die Lichtspur. Zu spät. Ich wünsche mir trotzdem etwas. Das sei ein Meteor aus der Gruppe der Perseiden, auch Laurentius-Träne genannt, bemerkt der Astronom. Ich bin gerührt: Da vergiesst der Himmel eine Träne, die meinen Namen trägt. Ob ich mir wohl das Richtige gewünscht habe? Unterdessen sind wir ganz im Süden angekommen, beim Skorpion, dessen Hauptstern Antares heisst und fast tausendmal grösser ist als unsere Sonne.

FRAGEN? Der Astronom löscht seine Lampe und bittet um Fragen. Ein Herr mit Dächlikappe meldet sich und möchte wissen, was das für eine besondere Taschenlampe sei. Der Astronom stutzt, spielt ein bisschen mit der Lampe und erläutert dann, wie sie funktioniert. Es kommt Schwung in die Runde, munter wird weitergefragt: Ob denn jeder so in den Himmel leuchten dürfe, was die Lampe koste und wo man sie beziehen könne. Die Nebensache wird zur Hauptsache.

IRRITIEREND. Worum geht es jetzt: um die Sterne oder um die Lampe, die auf die Sterne zeigt? Die Frage berührt Grundsätzliches: Ist das Zeichen wichtiger als das Gezeigte? Die Landkarte wichtiger als die Landschaft? Das Medium wichtiger als die Botschaft? Die Antwort scheint klar. Trotzdem wird in Kirche, Gesellschaft und Politik, aber auch im privaten Leben viel über Taschenlampen diskutiert und gestritten, während das Eigentliche in den Hintergrund rückt.

TRÖSTLICH. Die Sterne kümmern das zum Glück nicht. Sie schicken weiterhin ihr Licht auf die lange Reise zu uns. Und manchmal auch eine Träne.

Seit 15 Jahren finden Singles ihren Wunschpartner bei

PRO DUE

Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten in Kontakt, die gut zu Ihnen passen. Machen auch Sie diesen Schritt und verlangen Sie unsere Informationsunterlagen.

AG 062 842 44 42 LU 041 240 72 28
ZH 044 362 15 50 www.produe.ch

connexio
Netzwerk für Mission und Diakonie
der Evangelisch-methodistischen Kirche

Hirnverbrannt! Ist das Ihre erste Reaktion beim Gedanken, für ein paar Jahre nach Afrika zu ziehen? Ungewöhnlich ist der Schritt sicher, doch die Stelle im Kongo als **Koordinator/Koordinatorin für kirchl. Entwicklungszusammenarbeit** ist auch eine Chance zu einzigartigen Erfahrungen. Haben Sie eine solide Ausbildung und ein feines Gespür für andere Kulturen? Geraten Sie nicht so leicht aus der Fassung? Bildet der christliche Glaube das Fundament, auf dem Sie Ihr Leben gestalten? Dann sollten Sie sich die Ausschreibung ansehen: www.connexio.ch/pdf/Stelleninserat_Mulung-wishi_Entwicklungsbeauftragter.pdf

P.S.: Demnächst schreiben wir ähnliche Stellen in Lateinamerika und Kambodscha aus. Infos gibt's bei Andreas Stämpfli, a.staempfli@emk-schweiz.ch

www.reformiert.info

Wir können aus Wasser keinen Wein machen.

Aber aus Anzeigen Werbeerfolg.

reformiert. EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ
Nr. 00 | 24. September 2008
www.reformiert.info

Buchen Sie Ihre Anzeige in «reformiert.» am besten noch heute und profitieren Sie von attraktiven Einführungsrabatten und einer beglaubigten Auflage von 710'000 Exemplaren in den Kantonen Aargau, Bern, Graubünden und Zürich. «reformiert.» erscheint monatlich (im Kanton Zürich 14-tägig) und wird per Post zugestellt. Rufen Sie uns am besten gleich an und informieren Sie sich auch über unsere günstigen Paketpreise. Wir freuen uns auf Sie unter Telefon 044 268 50 30, per Fax 044 268 50 09 oder E-Mail anzeigen@reformiert.info

Gesucht: Call Agents für das Medienhaus mit Kopf und Herz.

(Pensum 20% – 80%)

Sind Sie kommunikativ, flexibel, kreativ und abschlussstark?

Haben Sie Lust, neue Abonnenten für den «Sonntag» und «Leben & Glauben» zu gewinnen? Dann bewerben Sie sich.

Sie verkaufen per Telefon unsere Produkte & Dienstleistungen aus einer umfangreichen Produktpalette.

Bewerbungen an: CAT Medien AG **Sonntag**
Silvan Pargätzi **Leben & Glauben**
Tel. 056 203 22 26
E-Mail silvan.pargaetzi@catmedien.ch
Neuenhoferstrasse 101
5401 Baden

BERGBAHNEN INKL.

CH-Bücherliebhaber (Bibliothek) sucht per sofort geeignete 3-4 Zimmer Wohnung in der Zürcher Altstadt. Leidenschaftlicher Fussgänger. Tel. 079 851 32 23.

Diesen Anzeigenplatz gibt es schon für 98.– BUCHEN SIE NOCH HEUTE unter Telefon 044 268 50 30 oder unter E-Mail an: anzeigen@reformiert.info

G2W

Ökumenisches Forum für Religion und Gesellschaft in Ost und West

G2W ist eine Monatszeitschrift, die wissenschaftlich fundiert und aktuell berichtet über:

- Kirche und Ökumene, Kultur und Geschichte in Ost- und Südosteuropa;
- Problemzonen zwischen Staat und Kirche;
- Religiöse Konfliktfelder und Dialogbemühungen (Christentum – Islam);
- G2W-Projekte in Russland und anderen Ländern.

G2W wendet sich an kirchliche Verantwortungsträger und OeME-Beauftragte, Gemeinden, Projekt-Engagierte, Lehrende und Studierende von Theologie, Osteuropakunde sowie an interessierte Laien.

Ein Jahresabonnement von G2W kostet Fr. 75.–.

Institut G2W, Postfach 9329, 8036 Zürich
Tel. 043 322 22 44; Internet: www.g2w.eu;
e-mail: g2w.sui@bluewin.ch

Reformierte Kirchgemeinde Rothrist

Da unsere Pfarrerin pensioniert wird, suchen wir bis zur Wahl eines neuen Pfarrers / einer Pfarrerin einen **Verweser** oder eine **Verweserin** für ein Pensum von 70%.

Wenn Sie ab 1. Januar 2009 eine kurzfristige oder eventuell längerfristige Herausforderung in einer Kirchgemeinde mit 3'000 Gemeindegliedern und die Mitarbeit in einem Team mit Pfarrer und Diakon suchen, dann freuen wir uns auf Ihre Bewerbung. Die Vertretung umfasst sämtliche in einem Pfarramt anfallenden Arbeiten.

Für weitere Informationen wenden Sie sich bitte an Maja Schönenberger, Brunnhaldenweg 23a, 4852 Rothrist
Telefon 062 794 11 12
(Ressortverantwortliche Personal)

theologische buchhandlung

www.theologische.ch
Tel. 031 334 03 03

für Bücher und Medien

BERGWELT. LEBENSFREUDE.

FERIEN ZUM DURCHATMEN UND GENIESSEN.

BELLA LUI
Hotel*** Bella Lui | 3963 Crans-Montana
Tel. 027 481 31 14 | info@bellalui.ch | www.bellalui.ch

2-Tage-Massagekurse für Paare in Aeschi b. Spiez
Kursleiter: Dietmar Thielmann, med. Masseur FA und Theologe
Termine und weitere Informationen siehe Internet oder Prospekt anfordern, Tel. 033 654 65 43

Berührung schenken **partnermassage.ch**

reformierte presse
Nr. 11/12 | 14. März 2008

THEMA Der neue Heko-Direktor Ueli Locher über die Entwicklungszusammenarbeit 6/7

THEMA Das 19. Jahrhundert ist uns nah – der Zürcher Theologe Alexander Schweizer 8/9

Stadt Luzern fusionieren
Kirchengemeinden im grossen Stil

reformierte Kirche Stadt Luzern will Quartiernähe und Cityangebote verbinden

«Für die direkt Betroffenen war von Anfang an klar, dass der Spurensack als Chance genutzt werden soll. Als Chance genutzt werden soll, das heißt, weil die Überprüfungen der Strukturen und der Strukturen Aufgaben sind, die nicht damit enden soll, das wichtige Teil des kirchlichen Angebots gestrichen werden müssen. Schnell sei erkannt worden, dass

Die Wochenzeitung für reformierte Insider – oder die es noch werden wollen

Kostenloses Probe-Abo
Telefon: 031 300 63 40
www.ref.ch/presse

reformiert.

IMPRESSUM/
«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info

Redaktion: Annegret Ruoff (Brugg), Samuel Geiser, Rita Jost, Martin Lehmann (Bern), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Chur), Delf Bucher, Matthias Herren, Sabine Schöpfbach, Christine Voss (Zürich)

Blattmacher: Martin Lehmann

Layout: Nicole Huber

Korrektorat: Yvonne Schär

Gesamtauflage: 700 000 Exemplare

Verlagsleitung: Christian Lehmann

reformiert. Aargau

Herausgeberin: Reformierte Landeskirche des Kantons Aargau

Herausgeberkommission:

Urs Karlen, Präsident

Auflage Aargau: 88 000 Exemplare

Redaktion: Annegret Ruoff
Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 441 58 63, Fax 056 441 72 84
annegret.ruoff@reformiert.info

Redaktionelle Mitarbeit:

Margrit Beck, Anouk Holthuisen, Fritz Imhof

Verlagsleitung: Sigwin Sprenger
Tel. 056 441 54 10, Fax 056 441 58 32
sigwin.sprenger@reformiert.info

Sekretariat: Barbara Wegmüller
Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 441 52 38, Fax 056 441 58 32
barbara.wegmueller@reformiert.info

Adressänderungen: Bei der eigenen Kirchengemeinde

Inserate: Anzeigen-Service
Preyergasse 13, 8022 Zürich
Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09
anzeigen@reformiert.info

Inserateschluss 10/08: 5. September

Druck: Ringier Print AG Adligenswil



LESERBRIEFE

REFORMIERT. 08/08
«Nestlé-Chef beim Heks»

VEREINNAHMUNG?

Ich kann Claude Ruyet sehr gut nachfühlen, dass er «schockiert» ist; dabei unterstellt er Jürg Liechti keine «schlechten Absichten»; Roland Decorvet vertritt schliesslich das Gesetz des Marktes, das sich eines öffentlichen Konsens erfreut. Liechti spricht mir aus dem Herzen, wenn er meint: «Ich erwarte eine Rückbesinnung auf die evangelischen Wurzeln.» Ich frage: Sollen denn auch die Quellen der evangelischen Botschaft vom opportunistischen Streben so vereinnahmt werden, wie der Weltkonzern Nestlé auf der ganzen Welt Wasserquellen zur Festigung seines Imperiums vereinnahmt? **MARGRIT WYSS GIRARDET, RIEDEN-NUSSBAUMEN**

LESERBRIEFE

KLARE GRUNDLAGEN

Ich verstehe das Getue nicht. Wie kann man das Engagement des Nestlé-Chefs bei Heks so infrage stellen? Wenn Jürg Liechti eine Rückbesinnung des Heks auf die evangelischen Wurzeln verlangt und der Institution vorwirft, vor lauter Marketingdenken ihren politisch-prophetischen Auftrag zu vergessen, sei ihm entgegengehalten: Ohne Mittel kann man den prophetischen Auftrag gar nicht erfüllen. Ich gehe davon aus, dass Heks seine Grundlagen kennt, und ich unterstütze Heks, weil es Menschen konkret hilft. **PETER REINHARD, KANTONS RAT EVP, KLOTEN**

INTERESSENKONFLIKT

Wer die Wahl Roland Decorvets in den Heks-Stiftungsrat kritisiert, zweifelt noch lange nicht an seiner Autorität. Aber als Stiftungsrat kann er wohl kaum für die Interessen der lateinamerikanischen Landbevölkerung eintreten, ohne dabei die Interessen von Nestlé im Hinterkopf zu haben. Und würde er sich mit Heks gegen die Privatisierung von Wasser einsetzen, wäre er als Nestlé-Chef kaum mehr tragbar. **REGULA ESCHER, ZÜRICH**

DEMOKRATIE?

Sehr geehrter Herr Ruyet, Ihre Antwort auf die letzte Frage im «reformiert.»-Streitgespräch («Wann stellen Sie sich den kritischen Fragen von besorgten Drittweltengängern?») veranlasst mich, Sie zu fragen: Was für ein Demokratieverständnis haben Sie? Bestimmen Sie alleine, was sinnvoller Inhalt eines Gesprächs ist? Sie ziehen es vor, Kirchenverantwortlichen Ihre Strategie zu erläutern, statt an Podien teilzunehmen: Scheuen Sie die Meinung der breiten Öffentlichkeit? **IRENE MEIER-DE SPINDLER, BERN**

IRRITATION

Die Diskussion um die Positionierung des Heks habe ich mit Spannung verfolgt. Die Hilfswerke gehören zu den Vertrauenspartnern der Kirchengemeinden. Bisher strahlte Heks für mich Glaubwürdigkeit aus. So machte es vor einem Jahr zum Beispiel Unregelmässigkeiten bei einem Afrika-Projekt öffentlich: Diese Transparenz schuf Vertrauen. Inzwischen musste ich mich aber doch wundern: Das Plakat zur Kampagne «Hunger tötet» etwa, abgebildet mit einem unterernährten Kind, fand ich unzumutbar. Hunger als

Naturkatastrophe, ein Spendenaufruf auf die simple Art. Auch die neue Strategie – weg von der Basis, hin zur ökonomischen Profilierung auf dem Entwicklungshilfemarkt – befremdet mich. Diese Wachstumsstrategie sowie die personelle Verflechtung mit dem Industriemulti Nestlé lösen Ratlosigkeit aus. **BARBARA ZUTTER, BERN**

REFORMIERT. 08/08
«Bringt die Olympiade Fortschritte?»

INDOKTRINATION

Peter Achten ist offensichtlich ein indoktriniertes Chinese geworden. Anders ist es nicht zu erklären, dass er die Tatsache, dass in China im Jahr 2007 rund 1800 Todesurteile vollstreckt wurden, unterschlägt. Und wir müssen uns das Gefasel von Fortschritten, schnellem Wandel, arroganten Missionären und Religionsfreiheit anhören. Und zum Schluss noch die Kritik und die Schuldzuweisung an den Dalai Lama. **BERNHARD STOLL, CHUR**



REFORMIERT. 08/08
Dossier «Bergell»

BERÜHRT VOM BERGELL

Herzlichen Dank für die wunderbaren Bergeller-Seiten in Ihrer gelungenen gestalteten Zeitung! Der Zufall wollte es, dass ich gerade das Buch «Das grüne Seidentuch» von Marcella Maier gelesen habe, eine eindrückliche und berührende Familien-Saga über zwei Jahrhunderte hinweg, in der der harte Existenzkampf der Bergeller geschildert wird. Mit eingeschlossen sind die Gegebenheiten der reformierten Glaubensrichtung aus diesem Tal. Lesenswert! Seit Sie «reformiert.» in der jetzigen Form herausgeben, lese ich das Blatt immer mit Gewinn und Vergnügen. **MATTHIAS PFISTER, WINDISCH**

Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie uns an zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Aargau, Storchengasse 15, 5200 Brugg.

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

TIPP



BILD: KEVSTONE

Erde, Wasser, Luft und Feuer

KÖNIGSFELDEN/ Der jährlich stattfindende Kantonale ökumenische Betttagsgottesdienst in der Klosterkirche Königsfelden, Windisch, widmet sich dieses Jahr den vier Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer. Das Thema nimmt Bezug auf den Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi und will dazu verleiten, die Grundelemente des Lebens wieder bewusst und dankbar wahrzunehmen. Der Gottesdienst wird von Frauen und Männern der Wohngruppe Integra, Wohlen,

gestaltet und soll zu einem Begegnungsort von Menschen mit und ohne Behinderungen werden. Musikalisch begleitet wird der Anlass von Heinrika Rimann und einer Instrumentalgruppe. Anschliessend wird unter der grossen Platane im Klosterhof das traditionelle Zvieri serviert.

ÖKUMENISCHER FAMILIENGOTTESDIENST, 21. September, 14.30 Uhr, Klosterkirche Königsfelden, Windisch. Informationen: www.ref-ag.ch

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Die Veranstaltungen der reformierten Kirchengemeinden im Aargau finden Sie vollständig im Internet: www.reformiert.ch, Aargau/Veranstaltungen.

Marienvesper. Die Basler Vokalisten und das Ensemble «il desidertio» bringen die Marienvesper von Claudio Monteverdi zur Aufführung. **6. September**, 19.00, reformierte Stadtkirche Aarau

Esprit. Die spezielle Gottesdienstreihe der Kirchengemeinde Holderbank-Möriken-Wildeggen nimmt diesmal das Leben und seine Visionen unter die Lupe. **7. September**, 10.30, reformierte Kirche Möriken. Anschliessend Apéro

Tagung. Die Tagung «Menschen mit einer kognitiven Behinderung in der Kirchengemeinde» richtet sich an kirchliche Mitarbeitende und Angehörige von Menschen mit kognitiver Behinderung. **13. September**, 9.30 bis 16.15, Hirschengraben 50, Zürich. Anmeldung und Informationen: sabine.berger@ref-aargau.ch, www.ref-ag.ch

Interdisziplinärer Kongress. Unter dem Motto «Ganz Mensch bis zum Tod» widmet sich der interdisziplinäre Kongress vom 13. September in Aarau den medizinischen, ethischen, politischen und theologischen Fragen am Ende des Lebens. Während der Soziologe Reimer Gronemeyer über die Zukunft des Sterbens referiert, beschäftigt sich der Psychiater Daniel Hell in seinem Vortrag mit dem Thema «Von der Hilfe zum Leben zur Hilfe zum Sterben». Auf dem Programm stehen weitere Referate, Seminare und Podien sowie die Premiere des Films «segnen-trösten-begleiten». **13. September**, Kultur und Kongresshaus Aarau. Infos und Anmeldung: [Tel. 062 838 00 18](mailto:Tel.062.838.0018), kongress@ref-aargau.ch; www.ref-ag.ch/kongress

Abendmusik. Die Violonistin Sonja Jungblut und die Harfenis-

tin Kathrin Bertschi spielen Werke von Rossini, Bellenghi, Piazzolla und Berthomieu. **13. September**, 20.15, ref. Stadtkirche Brugg

Wochenende für Paare. In vielen Partnerschaften nimmt das Gefühl von Glück und Zufriedenheit im Lauf der Jahre ab. Hinter den negativen Gefühlen lauern oft elementare ungestillte Bedürfnisse. Das Wochenende unter dem Motto «Zeit für uns» lädt Paare ein, ihre Beziehung bewusst zu stärken und ihre Gesprächs- und Konfliktkultur zu pflegen. Leitung: Verena Tresch, Paar- und Familientherapeutin, Thomas Wild, Pfarrer und Leiter der Regionalen Beratungsstelle für Jugend, Familie, Ehe- und Partnerschaft, Zofingen. **13./14. September**, Tagungshaus Rügel, Seengen. Informationen: [Tel. 062 767 60 54](mailto:Tel.062.767.6054), www.ruegel.ch

Frauengottesdienst. Der ökumenische Frauengottesdienst widmet sich dem Thema «Wenn ich ein altes Weib bin, trage ich lila und einen roten Hut ...». Anschliessend Gedankenaustausch und Imbiss. **14. September**, 18.00, reformierte Stadtkirche Aarau

60 Jahre Israel. Der Rabbiner Toiva Ben-Chorin referiert zur Kluft zwischen Vision und Realität im Nahen Osten. Anschliessend Diskussion. **17. September**, 19.30, Grand Casino, Baden. Informationen: [Tel. 056 493 39 35](mailto:Tel.056.493.3935), kaethi.frenkel@hispeed.ch

Vorträge. Der amerikanische Pastor und Buchautor Gordon MacDonald spricht unter dem Titel «Tiefe Wurzeln – gute Früchte» in zwei Vorträgen darüber, wie der Glaube reif und stark werden kann. **20. September**, 19.00, Freie Christengemeinde, Delfterstrasse 14, Aarau

Gehörlosengottesdienst. Im September findet im Aargau unter der Leitung von Pfarrerin Anita Kohler folgender Gehörlosengottesdienst statt: **21. September**, 14.15, Reformiertes Kirchengemeindehaus, Oelrainstrasse 21, Baden

RADIO- UND TV-TIPPS

90 Sekunden. Religiöser Kurzkommunikation der Aargauer Landeskirchen. Am 1. September mit Elisabeth Martinek, am 8. September mit Jürg von Niederhäusern, am 15. September mit Thomas Markus Meier, am 22. September mit Robert Zeller und am 29. September mit Frank Worbs. **Montag, jeweils 9.10, Radio Argovia**

Papst und Teufel. Um den Umgang des Heiligen Stuhls mit dem Nationalsozialismus ranken viele Mythen. Nach fast siebenzig Jahren wurden nun endlich die Vatikan-Archive für die Zeit bis 1939 freigegeben. Der Kirchenhistoriker Hubert Wolf ist in die römischen Archive gestiegen und hat das Verhältnis des Vatikans zum Dritten Reich erkundet. Wie kam es 1933 zum Konkordat? Und wie verhält es sich mit dem päpstlichen Schweigen zur Judenverfolgung? **7. September, 8.30, DRS 2**

CEO für Solidarität. Jürg Krummenacher tritt als Caritas-Direktor zurück. Während sieben Jahren hat er das Mehrspartenhilfswerk mit 400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geprägt. «Wir haben uns vom katholischen Milieu emanzipiert – ohne die Grundwerte der katholischen Soziallehre zu verleugnen», erklärt der Psychologe und Sozialwissenschaftler. Jetzt sucht der 55-Jährige eine neue berufliche Herausforderung als Berater für Strategieentwicklung. **14. September, 8.30, DRS 2**

Weltreligionen auf dem Weg: Islam. Auf fünf Grundpfeilern ruht der Islam: Glaubensbekenntnis, Gebet, Almosen, Fasten und der grossen Wallfahrt nach Mekka. Neben dem Koran steht als gleichberechtigte Autorität die Tradition, zu der auch das islamische Recht, die Scharia, zählt. Hans Küng plädiert für Brückenbauer innerhalb des Islams wie auch zwischen den verschiedenen Religionen. **5. September, 12.00, SWR**

TIPPS



Mystik und Natur

Rosenkranz

Migrantinnen

BILDER: ZUG, KEVSTONE

VORTRAG

BÄUME WACHSEN IN DEN HIMMEL

Wie könnte das Christentum im 21. Jahrhundert aussehen? Dieser Frage widmet sich eine Veranstaltungsreihe rund um die Mystik. Am 21. September spricht die Lenzburger Biologin und Autorin Heidi Berner zum Thema «Bäume wachsen in den Himmel. Mystik und Natur».

MYSTIK UND Natur. Vortrag von Heidi Berner. Mit Publikumsdiskussion. 21. September, 20.00, Alte Kanti Aarau, Bahnhofstrasse 91, Aula. Informationen: [Tel. 062 767 60 54](mailto:Tel.062.767.6054), www.ruegel.ch

AUSSTELLUNG

ROSENKRÄNZE UND ANDACHTSKETTEN

Die katholische Kirche Baden feiert ihr 550-Jahre-Jubiläum unter anderem mit einer Ausstellung zum Thema «Rosenkränze und Andachtsketten anderer Religionen». Zudem stehen zahlreiche Kunstführungen, Konzerte, eine Kirchturmbegehung und verschiedene Gottesdienste auf dem Programm.

550 JAHRE Stadtkirche Baden. Jubiläumsveranstaltungen vom 15. August bis 9. November. Informationen unter: [Tel. 056 22 57 15](mailto:Tel.056.22.57.15), www.pfarreibaden.ch

PODIUM

INTEGRATION – WIE GEHT DAS?

An der Podiumsdiskussion vom 17. September in Aarau diskutieren Auslandschweizerinnen und Migrantinnen über ihre Lebensberichte und Erfahrungen und nehmen zu den Fragen «Migrantin – wer ist das? Integration – wie geht das?» Stellung.

MIGRANTIN – wer ist das? Integration – was ist das? Podiumsdiskussion unter der Leitung von Bea Stalder. 17. September, 20.00, Katholisches Pfarrhaus, Laurenzenvorstadt 80, Aarau. Infos: www.migrantinnenraum.aargau.ch



Beten und arbeiten

FAIRTRADE/ Yocser Godoy, Bananenproduzent aus Costa Rica, ist seinen Früchtchen nachgereist – bis in die Schweiz.

Produkttestolz: Yocser Godoy posiert vor den Bananenkisten seiner Kooperative – in der Coop-Bananenreiferei Kaiseraugst

Vier Wochen lang sind die grün geernteten Bananen von Costa Rica in die Schweiz unterwegs. Alles muss perfekt sein: unverletzt die Schale und makellos die Krümmung. Nun ist Bananenproduzent Yocser Godoy den Bananen nachgereist. «Ich habe mit Fachleuten Qualitätsfragen diskutiert», sagt er in der Bananenreiferei von Coop in Kaiseraugst. Gebannt schaut Yocser Godoy dem Roboter zu: Im Fünf-Sekunden-Takt packen dessen Greifarme zu und platzieren die ankommenden Bananenkisten präzise auf die Paletten. Der Roboter hat viel zu tun: Jedes Jahr landen 23 Millionen Tonnen in Kaiseraugst, um in der Bananenreiferei zum von den Konsumenten geschätzten Bananengelb heranzureifen.

BILLIGE ARBEIT. «Bei uns gibt es solche teuren Roboter nicht. Unsere Arbeit ist so billig, dass sich die Investition gar nicht lohnen würde», sagt Godoy. Er kommt aus einer armen Ecke Costa Ricas. Aber auch die billige Arbeit lockt keine Investoren in die Grenzprovinz, die unweit Panamas am Pazifik liegt. «Ganz schlimm war es Ende der 70er-Jahre», erzählt Godoy: «Damals zog sich die United Fruit Company (heute Chiquita) aus unserer Provinz zurück.» Auf den von Giftdüsen und Kunstdünger ausgemergelten Böden wollten die Bananen nicht mehr gedeihen. Zudem passten

HAVELAAR-BANANEN

Elf Kilo Bananen essen Herr Schweizer und Frau Schweizerin jedes Jahr. Bei mehr als der Hälfte klebt ein Max-Havelaar-Label drauf. Die in Basel ansässige Fairtradeorganisation garantiert den Kleinbauern einen vom Weltmarkt unabhängigen, existenzsichernden Mindestpreis. Hinzu kommt noch die Fairtradeprämie, welche die Lebenssituation im Dorf verbessern soll. Damit werden zum Beispiel Projekte im Gesundheits- oder Schulbereich unterstützt.

die Streiks der schlecht bezahlten Arbeiter auch nicht in den Businessplan des Fruchtmultis. Das Plantagenland, Jahrzehnte lang nur von Wassergräben und Staudenreihen durchzogen, hatte nicht nur Schmetterlinge und Frösche vertrieben, sondern auch die Menschen.

DER MULTI GEHT. «Dass die United Fruit Company unsere Region von einem Tag auf den anderen verliess, war für die Menschen ein herber Schlag», sagt Yocser Godoy. Er selbst kennt die Schilderungen, wie Hunderte Familien für immer wegzogen, nur von seinen Eltern. «Mit meiner Geburt wurden die Verhältnisse besser», sagt er lächelnd. Godoy wurde am 17. Februar 1980 geboren – just zwölf Tage nachdem sich einige arbeitslose Plantagenarbeiter nicht mehr fatalistisch mit ihrem Schicksal abfinden wollten: Mit einem günstigen Darlehen vom Staat kauften sie die Plantage und gründeten eine Kooperative.

FAIRTRADEPRÄMIE. «Wirtschaftlich war es schwer: Die Genossenschaftler lieferten weiter Bananen an Chiquita – aber zu niedrigeren Preisen», sagt Godoy. So richtig aufatmen konnten die Bananenproduzenten erst 1995. Damals kam ein Kontrakt mit der Fairtradeorganisation Max Havelaar zustande, die heute fast achtzig Prozent der gesamten

Produktion abnimmt. Das bedeutete: existenzsichernde Löhne für die Genossenschaftler und Arbeiter, Fairtradeprämie für die Schulen und den Gesundheitsposten. Auch der Bananendschungel wurde ökologisch aufgewertet. «Seither werden die Plastikhauben, die zum Schutz vor Insekten über die Stauden gestülpt werden, recycelt.» Sechs Umweltverantwortliche sorgen dafür, dass nur noch reduziert Spritzmittel eingesetzt werden und Abwässer nicht ins Meer gelangen. «Die Fortschritte sind gross. Ganz auf eine organische Produktion werden wir in unserem feuchten Klima allerdings nicht umstellen können», sagt Godoy.

ZEHNSTUNDENTAG. Aber trotz vieler Verbesserungen: Die Arbeit in den Plantagen bleibt hart. Sechs Tage zu zehn Stunden sind die Normalität. Godoy selbst arbeitet nicht mehr in den Plantagen. Er ist mittlerweile Präsident der Kooperative mit 220 Beschäftigten. Am Morgen ist er schon um halb sechs anzutreffen. Und abends hat der Vater von zwei Kindern kaum Freizeit. Denn als methodistischer Laienprediger engagiert er sich in der Jugendarbeit seiner Gemeinde, besucht die Bibel- und Gebetsgruppen, widmet sich seinem Theologiestudium oder bereitet die Jugendandacht für Samstagabend vor. Eine moderne Form von Beten und Arbeiten. **DELFBUCHER**

GRETCHENFRAGE

SHIRLEY GRIMES, 35, stammt aus Irland und wohnt seit siebzehn Jahren in Bern. Zurzeit tourt die Sängerin mit ihrer neuen CD «Sweet rain» durch die Schweiz.



«Die treibende Kraft in meinem Leben ist die Liebe»

Wie haben Sie mit der Religion, Shirley Grimes?

Es fällt mir nicht leicht, diese Frage in wenigen Worten zu beantworten. Obwohl ich mich zu keiner Religion bekenne, würde ich mich als sehr religiös bezeichnen. Die treibende Kraft in meinem Leben ist die Liebe. An sie glaube ich.

Gibt es für Sie eine höhere Macht?

Obschon ich mit diesem Bild gross geworden bin, glaube ich nicht an einen Mann mit weissem Bart, der im Himmel hockt. Aber ich gebe zu, dass ich mir manchmal nichts sehnlicher wünsche, als an dieses alte Bild zu glauben.

Ich weiss tatsächlich nicht, ob es eine höhere Macht gibt. Ich fürchte, die Vorstellung davon gibt der Menschheit ganz einfach die Möglichkeit, Selbstverantwortung abzugeben. Persönlich finde ich, dass wir selbst verantwortlich sind für unsere Welt, unsere Mitmenschen, unsere Kinder, unseren Planeten. Und in einem Punkt bin ich mir ganz sicher: Liebe verbindet uns alle. Ja, Liebe kann eine höhere Macht sein.

Welche Rolle spielt Religion in Ihrem Alltag?

Drei Dinge gehören zu meiner Lebensphilosophie: «Peace, love and understanding» – Friede, Liebe und Verständnis. Ich versuche, diese Werte im Alltag zu leben. Das gelingt mir bei Weitem nicht immer, aber ich arbeite ganz fest daran!

Wo finden Sie in turbulenten Zeiten – wie etwa jetzt, zu Beginn Ihrer neuen Tournee – Halt?

Mit den Jahren habe ich mich besser kennengelernt. Ich weiss, dass ich immer wieder Ruhe brauche, um mich zu spüren, mich zu zentrieren. Es ist nicht das Singen selbst, das anstrengend ist, sondern der damit verbundene Lebensstil. Ich brauche Balance. Und diese finde ich in einer gesunden Mischung aus Musik und Familie. Wenn Platz für beides ist, dann geht es mir gut.

INTERVIEW: ANNEGRET RUOFF

CARTOON



PFUSCHI - CARTOON

VERANSTALTUNG



Unterwegs zur Predigt?

TÖFFGOTTESDIENST

AUF DER HARLEY-DAVIDSON ZUR SONNTAGSPREDIGT

Der grösste Töffgottesdienst der Schweiz findet traditionellerweise am ersten Sonntag im September auf dem Herzberg statt. Erwartet werden zirka 700 Motorradfahrerinnen und -fahrer. Die Predigt hält Pfarrer Andreas Wahlen aus Oberentfelden. Rund um den Gottesdienst lockt ein vergnügliches Rahmenprogramm mit Festbeiz, Live-Musik und Korsofahrt. Und zum Schluss gibts einen riesigen Ride-out durchs Fricktal. Übrigens: Fussgänger, Auto- und Velofahrende sind ebenfalls willkommen.

AARGAUER TÖFFGOTTESDIENST, 7. September, 11.00, Herzberg, Densbüren. Weitere Informationen: www.toeffgottesdienst.ch